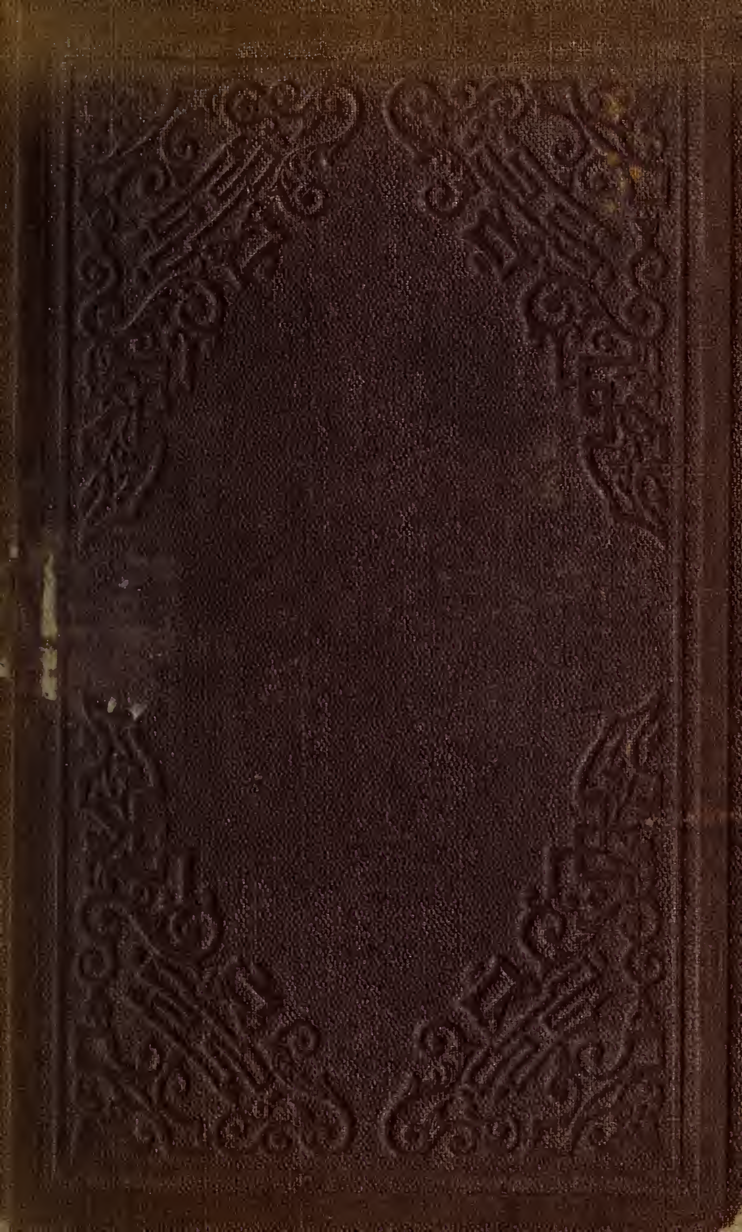
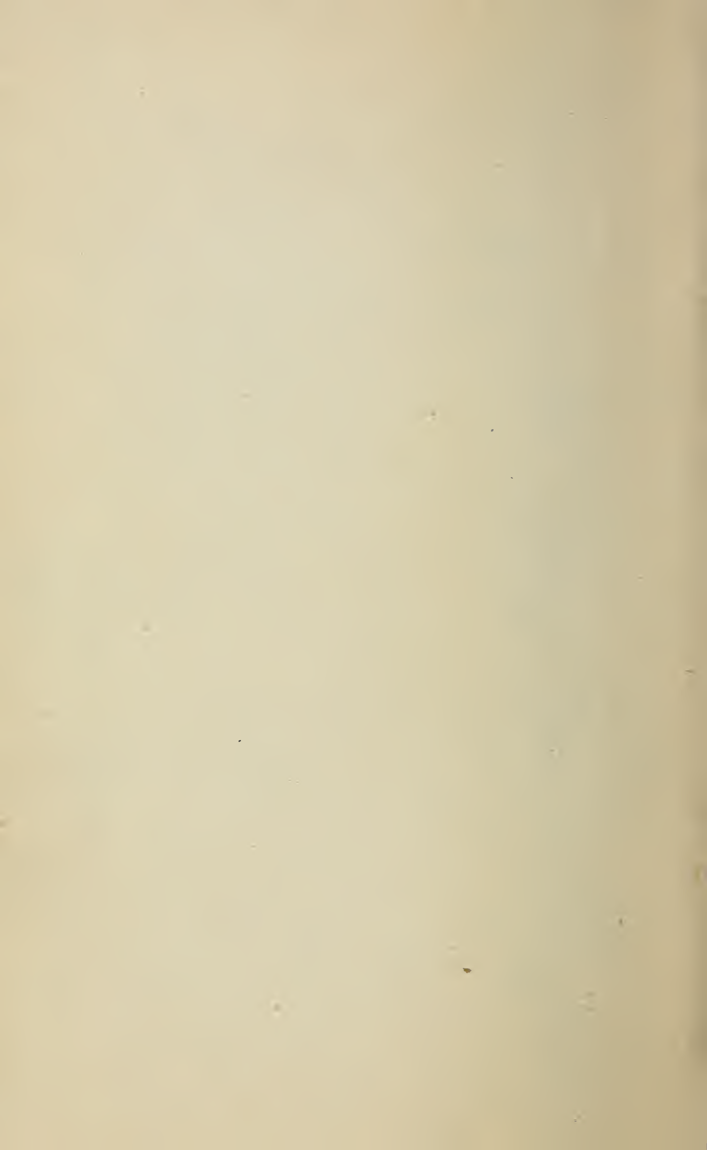
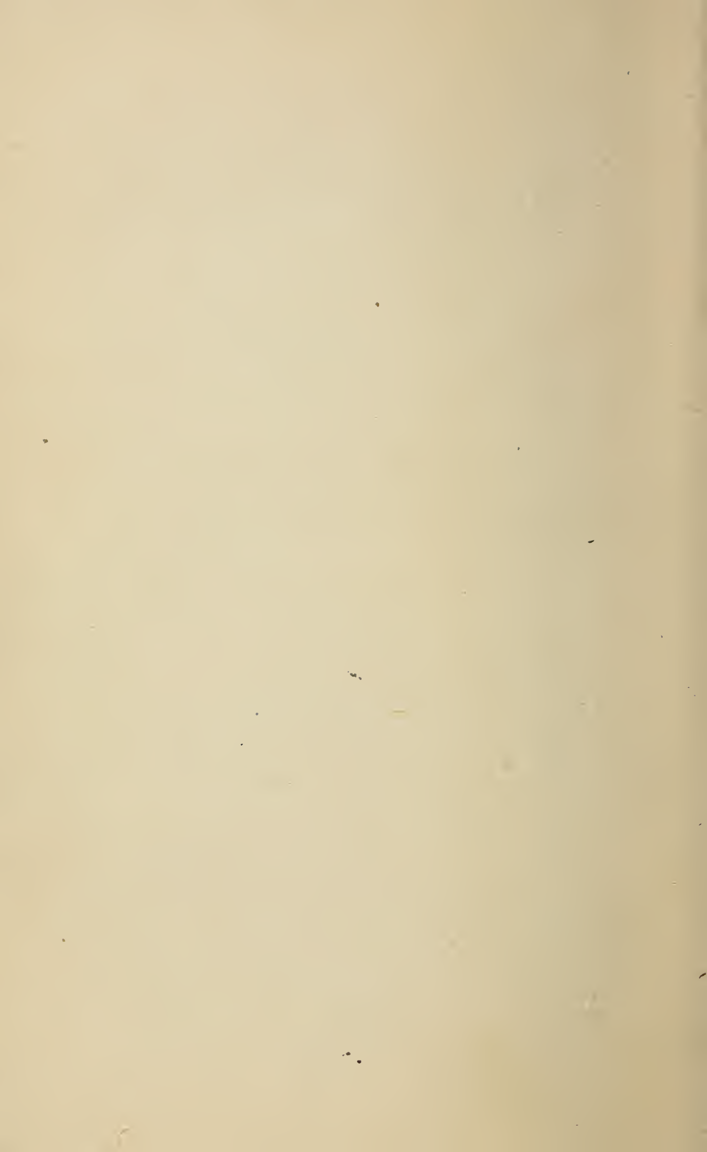








Das goldene Zeitalter.

Zwei Erzählungen

für

Jung und Alt.

Von

A. Steen.

I. Hilda.

II. Imogen, die Tochter des britischen Häuptlings.

Cincinnati, St. Louis und Chicago.

Verlag von Walden und Stowe.

1882.

(Golden Age.)

I. Hilda.

Erstes Kapitel.

Die britischen Sklaven.

Traurig würde jedes mitfühlende Herz der Anblick des Zuges gemacht haben, der von London aus die große römische Straße entlang der Seeküste zu sich bewegte. Die untergehende Sonne läßt an diesem Abend nicht ihre goldenen Strahlen auf fröhliche Menschen, auf lustig spielende Kinder, auf friedliche Arbeiter fallen, die heimkehrend nach des Tages Last und Mühe sich auf die Ruhe freuen — ach nein, ein ganz anderes Bild ist es, das sie beleuchtet! Ein Zug Gefangener, Männer und Weiber Knaben und Mädchen, wie Thiere an Händen und Füßen zusammengekettet, bewegt sich müde und matt langsam vorwärts auf der langen Straße. Es sind Briten auf dem Wege nach dem Sklavenmarkte in Rom, von ihren herzlosen Treibern nicht besser als Thiere angesehen.

Dumpfe Verzweiflung spricht aus jedem Angesichte, außer aus dem eines blonden, blauäugigen, zwölfjährigen Mädchens. Die Kleine versuchte vielmehr, so viel sie nur immer konnte. den Bruder an ihrer Seite, dem die harten Ketten das Blut aus den Hand- und Fußgelenken trieben, aufzurichten. Die Treiber, wohl wissend, daß sie mit ihrem Bruder der kleinen Hilda ihren einzigen Verwandten genommen, hatten es für überflüssig gehalten, auch das Mädchen zu fesseln. Obendrein hatte die Schwester den Bruder so lieb, daß es ihr nimmer eingefallen sein würde, zu entfliehen, selbst wenn sie, wie es jetzt der Fall war, nicht durch eine ihr gänzlich unbekannte Gegend gekommen wären.

Die Kleine schaute von den weiten, öden Haidefeldern auf den steilen Hügel, über den der Weg führte; den Straßenerbauern, welche diesen Weg angelegt, war es nicht in den Sinn gekommen die Straße um den Berg herum zu machen, um den des Weges Gehenden das mühselige Steigen zu ersparen, sondern gewöhnlich gerade aus, auch über steile Hügel, ging die Straße. Hilda war müde, kaum konnte sie noch weiter, da aber die ver-

storbene Mutter sie gelehrt, daß es für ein britisches Mädchen eine Schande sei, vor Schmerz oder Müdigkeit zu weinen, drängte sie mit Macht die Thränen zurück und trippelte still ohne eine Klage weiter.

Endlich jedoch brach sie das Stillschweigen und sagte dem ebenfalls in finsterm Schweigen neben ihr gehenden Bruder: „Bran, werden unsre Waldgötter uns auch in Rom helfen?“

„Ich glaube nicht, daß sie das können, Hilda,“ erwiderte der Knabe, indem er finster auf die Ketten an seinen Handgelenken blickte.

„Und meinst du, sie werden uns nicht wieder zürnen?“ fuhr die Kleine ängstlich flüsternd fort.

„Mögen sie es immerhin thun,“ antwortete der Bruder. „Schlimmeres kann uns nicht widerfahren — denn was könnte schlimmer sein, als Sklaverei!“

Hilda wußte zwar wohl, daß sie Gefangene seien, was aber Sklaverei bedeute, war ihr unklar; sie ging also nicht weiter auf die Antwort des Bruders ein, sondern sagte nach einer Pause: „Wenn doch Jemand mir diesen Hügel hinaufhelfen wollte! Ich bin so müde!“

Bran sah nach diesen Worten von dem mat=

ten, blassen Angesichte der Schwester auf seine gefesselten Hände, und konnte nur sagen: „Sei tapfer, Hilda, wir werden sicherlich bald ruhen dürfen.“

Aber es dauerte noch eine lange halbe Stunde, ehe die wachthabenden römischen Krieger das Signal zum Ausruhen gaben; erst dann durften die erschöpften Gefangenen sich an die Erde werfen und die so hochnöthige Nachtruhe suchen, um schon am folgenden Morgen in aller Frühe geweckt und zum Weitermarsch getrieben zu werden. Endlich war das Ende des mühseligen Marsches erreicht; an der Küste nahm ein römisches Schiff die Gefangenen in Empfang, brachte sie hinüber zur gegenüberliegenden, gallischen Küste, und von dort ging's wieder mit noch andern hinzugekommenen Leidensgefährten in langem Zuge zu Fuß weiter nach Rom.

Ach, welch ein Marsch war das! Hilda meinte, der lange Weg habe gar kein Ende, und konnte trotz der besten Vorsätze, den Bruder nicht zu betrüben, doch oft die Thränen nicht zurückhalten. Gar zu sehr schmerzten die wunden Füße! Daß die Waldgötter, welche sie ihr ganzes Lebenlang so gefürchtet hatte, ihr und ihrem Bran *sehr* böse seien, bezweifelte sie nicht; wie

hätten diese sonst zugeben können, daß sie und der Bruder so weit von ihrem geliebten Vaterlande fortgetrieben würden! Sie sehnte sich nach Rom zu kommen, Bran hingegen, wie schwer ihm auch sein jetziges Loos fallen mochte, fürchtete noch mehr das, was seiner in Rom wartete, und schüttelte nur verzweiflungsvoll den Kopf, wenn Hilda sprach über das, was sie gelegentlich über den Glanz und Reichthum der Kaiserstadt von Andern gehört hatte.

Endlich näherte sich der Zug der stolzen Stadt; schon konnte man die Marmorpaläste und prachtvollen Tempel Roms aus der Ferne unterscheiden. Ein Gefühl tiefer Ehrfurcht überkam bei diesem Anblick Hilda, und sich dicht an den Bruder schmiegend, flüsterte sie ihm zu: „Diese Römer beten einen Gott an, den sie Jupiter nennen; ich denke, dieser Gott ist größer als unsre Götter, und seine Priester sind weiser als unsre Druiden. Werden wir künftig auch den Jupiter anbeten, Bran?"

Aber dazu schien der Bruder keineswegs geneigt, er antwortete vielmehr ausweichend: „Jedes Volk hat seine eignen Götter."

„Aber die unsrigen — wo sind sie?" fragte Hilda besorgt. „Wenn sie in Britannien ge-

blieben sind, müßten wir denn in Rom ohne einen Gott fertig werden?“

„Wie du siehst, haben ohnedies unsre Götter uns längst verlassen, es wird deßhalb ohne sie in Rom nicht schlimmer sein als in Britannien,“ antwortete der Gefragte düster.

Die Thore der alten, berühmten Stadt waren also endlich erreicht, und wer unter den armen, schmutzigen, zerlumpten Briten es wagte, die Augen aufzuschlagen, mag sich wohl heimlich gewundert haben, was doch wohl so reiche Leute bewogen haben mochte, sie ihrer Wälder und Wiesen, ihrer einfachen aus Wurzeln und Eicheln bestehenden Nahrung zu berauben und sie als Sklaven fortzutreiben. Letzteres war den stolzen, selbstständigen Leuten der bitterste Gedanke; bei demselben beachteten sie nicht mehr die kostbaren Equipagen, welche mit ihren elegant gekleideten Insassen an ihnen vorbeirollten.

Die Unglücklichen sollten baldmöglichst verkauft werden, und deßhalb wurden sie von den Kriegern zu einem Sklavenhändler gebracht, der die Armen wie eine Herde Schafe in den untern Stadttheil trieb. Hier wohnten größtentheils die geringen Leute, in der Nähe dieses Theiles der Stadt befand sich auch der Sklavenmarkt,

auf welchem Juden und Griechen, Egypter und Briten feilgeboten wurden. Durch all' diese verschiedenen Nationen mußten die großartigen Römer mit ihren zahlreichen Sklaven versorgt werden.

Weil der Sklavenhändler wo möglich Bran und Hilda zusammen verkaufen wollte, stellte er die Geschwister beisammen. Leider trieb ihn nicht das Mitgefühl, wenn's ginge, Bruder und Schwester nicht zu trennen, sondern er hoffte für Beide in einem Kauf einen desto höheren Preis zu erzielen. Bran, wenn auch für sein Alter groß und kräftig, konnte sehr finster und trotzig aussehen, namentlich wenn seine Hilda nicht bei ihm war; das zarte, blondhaarige Mädchen aber stellte durch ihr liebliches, herzgewinnendes Aeußere einen hohen Preis in Aussicht, wenn sie nicht durch Gram ihrem Aussehen schadete. Um aber ein kummervolles Gesicht zu vermeiden, durfte der Sklavenhändler — das berechnete er ganz richtig — sie nicht von dem Bruder trennen. Bran, der einige Brocken von der lateinischen Sprache aufgeschnappt hatte, entging es nicht, daß der Händler zu verschiedenen Malen sich weigerte, das Geschwisterpaar zu trennen.

Daß er übrigens je von seiner kleinen Schwester getrennt werden könne, war ihm vordem niemals in den Sinn gekommen; natürlich Beide, er sowohl wie seine Hilda und sie sowohl wie er, waren einfach Sklaven und mußten verkauft werden — das hatte er schon lange gewußt — aber seiner Meinung nach natürlich zusammen, und gar finster und grimmig schaute er drein, wenn irgend ein Käufer versuchen wollte, Hilda allein zu kaufen.

Glücklicherweise kam jedoch ein Kunde, der gerade solche Sklaven suchte wie die jungen Briten. Der Handel war bald abgeschlossen, jedoch unter der Bedingung, daß Beide, ehe sie in die Hände des Käufers übergingen, ein Bad nehmen und ihre zerrissene, schmutzige Kleidung mit reiner vertauschen sollten. Bran versuchte zwar, sich dem zu widersetzen, Hilda aber folgte gern und freute sich, als sie mit der weißleinenen Tunica bekleidet war.

Noch ehe sie das Haus ihres Gebieters erreicht hatten, hörten sie, daß derselbe schon dreihundert Sklaven besäße. Bran und Hilda waren natürlich erstaunt über diese große Zahl; es wollte Bran, dem kräftigen Burschen, gar nicht einleuchten, wie bei so Vielen auch für ihn dort

noch Arbeit sein könne, ja sogar die sonst harmlose Hilda beunruhigte sich damit, was denn sie in einem so großen Hause thun könne. „Ich kann nur die Schafe hüten und die Kühe melken," flüsterte sie ängstlich dem Bruder zu.

„Ich fürchte, Schafe und Kühe sind hier gar nicht," sagte Bran, ebenfalls flüsternd, indem er einen Blick auf die stattlichen Häuser warf, von welchen sie jetzt umringt waren.

„Weder Schafe noch Kühe?" rief Hilda erschrocken aus. Ein Leben ohne diese alten Freunde konnte sich das Landkind nun einmal gar nicht denken.

Beide, der jugendliche Sklave und die junge britische Sklavin, waren erst recht verwirrt, als sie in die Wohnung ihres künftigen Gebieters traten. Zahlreiche Männer und Frauen liefen geschäftig umher, am Eingang der Halle aber stand ein prachtvoller, reich mit Gold und Silber verzierter Wagen.

„Der edle Plautius hat jetzt keine Zeit, weder für dich noch für deine elenden britischen Sklaven," sagte der Portier, als der Führer mit Letzteren weiter wollte.

„Meine elenden Sklaven?" entgegnete der Mann höhnisch; „sie gehören deinem Herrn

und nicht mir, deine Genossen sind es, mein Bursche!" Damit ging er lachend fort; Bran und Hilda in der Säulenhalle zurücklassend.

Finster sah der Portier auf die armen Fremdlinge, stieß sie unsanft in eine Ecke und bedeutete ihnen, der Gebieter ginge sogleich nach dem Forum *) und könne sich jetzt nicht mit ihnen aufhalten. Im nächsten Augenblick wurde der schwere, seidene Vorhang, welcher die Vorhalle von der Säulenhalle trennte, bei Seite gezogen, und der edle Römer, bekleidet mit einem langen, wallenden Gewande, kam zum Vorschein. Da er nur langsam und bedächtig vorwärts schritt, bemerkte er seinen in die Ecke gedrückten, neuen Einkauf wohl, und befahl einem dienstthuenden Sklaven, die Kinder in das Sklavenquartier zu bringen und ihnen etwas zu essen zu geben.

Auf einem gepflasterten Hofplatz fand Bran eine große Anzahl seiner neuen Kameraden, einige müssig herumlungernd, während Andere sich an allerhand Spielen belustigten, und noch Andere mit Reinigen von für die Küche be-

---

*) Forum wurde der Versammlungsplatz des römischen Volkes genannt, der zu Geschäften verschiedener Art, namentlich als Gerichts- und Marktplatz, diente.

stimmten Gemüse beschäftigt waren, und wiederum Andere Futter für die Bewohner des angrenzenden Fischteichs, für die Lampreten, *) bereiteten. Die Ankömmlinge wurden von ihren Genossen achselzuckend und mit den von Mund zu Munde gehenden Worten: „Wilde Briten!" empfangen.

Ein alter Mann machte jedoch eine rühmliche Ausnahme von seinen herzlosen Gefährten. Voll Mitgefühl für die verlassenen, einsamen Fremdlinge kam er auf sie zu und suchte, so gut es eben ging, sich ihnen verständlich zu machen. „Also ihr seid Briten und erst neulich in Rom angelangt!" fragte er theilnehmend.

Bran nickte nicht nur bejahend auf diese Frage, sondern sagte auch trotzig: „Ich bin vordem nie ein Sklave gewesen."

„Die Lage eines Sklaven ist nicht so schlimm, wenn er einen guten Herrn hat," erwiderte der Alte beruhigend; Bran aber, mitleidig auf seine kleine Schwester sehend, welche seine Hand fest in der ihrigen hielt, murmelte: „Sklaven werden immer verachtet."

---

*) Diese Fische werden auch Pricken oder Neunaugen genannt.

Dem liebenden Auge des Alten war der Blick des Knaben nicht entgangen. „Das ist also deine Schwester?“ fing er wieder an. „Der Herr ist sehr barmherzig gegen euch Beide gewesen, daß ihr zusammen verkauft seid.“

„Der Herr? Meinst du den Mann, der uns gekauft hat?“ fragte Bran.

„Nein, ich meine den Herrgott, den Allmächtigen, der Himmel und Erde gemacht hat. Er hat über euch gewacht,“ erwiderte der Alte freundlich.

Aber das schien unserm Bran ganz gleichgültig zu sein. „Ich glaube jetzt an gar keinen Gott,“ entgegnete er. „Eure römischen Götter mögen wohl euch von Nutzen sein, denn sie haben unsre Götter besiegt und uns zu euren Sklaven gemacht, aber für uns giebt es jetzt keinen Gott.“ Damit wandte er sich von dem freundlichen Alten ab, um sich die Spiele der Andern anzusehen.

Hilda, obgleich sie sehr wenig von dem Gespräch verstanden hatte, that es leid, daß der Bruder den wohlmeinenden Alten so kurz abfertigte, und sie nahm sich fest vor, des Bruders Unfreundlichkeit wieder bei dem freundlichen Manne gut zu machen, sobald sie sich ihm nur einigermaßen verständlich machen könne. Ueber

die Art ihrer Beschäftigung sollte sie übrigens nicht lange im Unklaren bleiben, denn noch war keine halbe Stunde vergangen, als sie von einer älteren Sklavin angewiesen wurde, Ziegenmilch, Honig und Hafermehl zum täglichen Bade der Herrin zu mischen. Die kleine Britin war zu einem Kammermädchen bestimmt und wurde mit der ihr zugewiesenen Arbeit sogleich in ihr neues Amt eingeführt.

Bran freute sich sehr über diesen Dienst, weil die junge Dame, Hilda's Gebieterin, schon einige Dutzend Sklavinnen zu demselben Zwecke hatte, konnte die Arbeit für seine geliebte kleine Schwester wenigstens keine harte sein, damit tröstete er sich, und ehe sie fortging, ermuthigte er sie noch, geduldig und brav zu sein.

Die arme kleine Hilda fühlte sich natürlich in dem großen Hause zwischen all' den fremden Menschen, deren Tracht ihr so sonderbar vorkam, deren Sprache sie nicht verstand, ganz einsam und verlassen. Ueberdies erfüllte sie der Anblick der vielen Götter und Göttinnen, deren Statuen sie allenthalben in der großen Säulenhalle umringten, mit großer Scheu, ja wenn allein in der Nähe der marmornen Flora im Atrium, fürchtete sie fast, die blumenbekränzte

Göttin möchte von ihrem Piedestal herunter- steigen und sie, das arme, fremde Mädchen, aus der schönen Halle treiben. Wie erstaunt war sie aber, ja fast geblendet von aller Herrlichkeit, als sie zum ersten Mal durch den an die Seite gezogenen schweren Vorhang den nächsten Raum, die schon genannte Säulenhalle erblickte. Ein seidener Vorhang bildete den Eingang derselben. sie war umringt von einer Colonnade prächtiger Pfeiler, auf welchen eine Galerie ruhte; zwischen diesen Pfeilern aber hingen zierliche Körbchen mit den seltensten, süß duftenden Blumen. Unter der Galerie befanden sich Tische und Sessel. Einer der letzteren wurde von zwei Damen eingenommen. Leider schienen indeß Beide gar keine Freude an ihrer schönen Woh- nung und aller blendenden Herrlichkeit zu haben; wenigstens sah die eine Dame sehr traurig, die andere sehr verdrießlich aus.

„Da ist ja meine neue Sklavin," sagte die junge Dame, als Hilda hereintrat. „Was denkst du von ihr, Mutter?"

Die ältere Dame hielt es indessen kaum der Mühe werth, das arme Kind eines Blickes zu würdigen, sondern erwiderte, wie es schien, in traurigem Tone mit einem tiefen Seufzer:

„Ich denke, Felicita wird sie schon brauchbar machen können.“

„Felicita muß das thun, oder ich lasse sie sammt ihrem Zögling auspeitschen,“ sagte die junge Dame mit einem ärgerlichen Blick auf die ältere Sklavin, welche gesenkten Blickes am Eingang auf die Beendigung der Prüfung der vorgeführten jungen Genossin wartete.

„Komm her, Mädchen, und sage mir, was du verstehst,“ sagte jetzt die übellaunige, junge Herrin zu Hilda.

Diese aber, weil sie den Befehl nicht verstand, wagte es nicht, sich den Damen zu nähern, sondern blieb erschrocken wie eine Bildsäule stehen und starrte auf die Gebieterin. Felicita versuchte zwar, dieses anscheinend sonderbare Benehmen zu erklären, aber das reizte die verzogene Herrin nur noch um so mehr, und sie sagte zornig: „Also eine kleine wilde Britin, die kein Wort versteht? Schicke sie sofort zurück nach dem Sklavenmarkt — was nützt mir ein solches Geschöpf!“

„Dein Vater hat sie gekauft, deßhalb bleibt sie einfach,“ entgegnete die ältere Dame.

„Nun, wenn Felicita ihr schnell unsre Sprache beibringen kann, mag es allenfalls sein, sonst

behalte ich sie aber nicht," entgegnete die verzogene Tochter des Hauses eben so bestimmt, und vor Aerger mit den Füßen stampfend, winkte sie Felicita, sich mit der neuen Sklavin zu entfernen.

Nach diesem leider sehr entmuthigenden Empfang wurde Bran herbeigerufen, um seiner Schwester den ersten Unterricht der lateinischen Sprache zu geben. Da Hilda eine gelehrige Schülerin war, wußte sie bald eben so viel wie ihr Lehrer, und konnte unter Felicita's Anleitung nach kurzer Zeit mit dem Mischen von Spezereien und wohlriechenden Salben beginnen.

Nicht so ruhig ging es mit Bran ab. Schon zu verschiedenen Malen hatte sich der Brausekopf mit seinen Genossen gezankt, und nicht nur das, sondern er hatte sich auch entschieden geweigert, diese und jene ihm aufgetragene Arbeit zu verrichten. Letzteres war indessen nur dem alten Mann bekannt, der bei der Ankunft der Kinder freundlich mit ihm geredet hatte. Der liebe Alte hatte heimlich die verweigerte Arbeit für den Widerspenstigen gethan, um denselben vor der schweren Strafe zu schützen, welche unausbleiblich den ungehorsamen Knaben getroffen hätte.

Der arme Bran! Er hätte sich ja nicht über zu viel und zu schwere Arbeit beklagen können— o nein, gerade im Gegentheil, weil es so leicht und wenig war, was man von ihm forderte, empörte er sich. Der Köchin bei'm Gemüsereinigen, bei'm Geflügelschlachten u. dergl. behülflich sein, mochte sich für Mädchen und Frauen geziemen, aber ein Handlanger der Köchin zu sein, fand er seiner, eines kräftigen, thätigen Briten, unwürdig. Hätte er im Schweiße seines Angesichts auf dem Felde arbeiten müssen, ja das wäre nach seinem Sinn gewesen, aber den ganzen Tag stehend oder sitzend innerhalb der vier Wände zubringen müssen, das war mehr, als er vermochte. Er ärgerte sich über Alles und Alle, und machte ein so mürrisches Gesicht, daß Niemand mit dem unzufriedenen Knaben zu thun haben mochte. Wie er Keinem ein freundliches Wort gönnte, so erhielt er natürlich auch keins von seinen Kameraden. Jeder ging vielmehr dem Unzufriedenen aus dem Wege.

Freilich nicht so der gute Alte. Mochte auch Bran ihm selten danken, so konnte er es doch nicht lassen, ihm Liebe zu beweisen. Hilda hatte das größte Mitleiden mit dem armen Bruder und meinte, so könne er es gar nicht lange aus=

halten. Sie sah ihn oft, und verweilte manchmal, wenn sie für Felicita etwas zu holen oder zu bringen hatte, einen Augenblick bei ihm, sagte ihm ein liebendes Wort, oder zupfte auch wohl schnell dem Huhn einige Federn aus, das er gerade für den Spieß oder Ofen zurichtete.

Auf diesen Wegen hatte auch Anicetus — das ist der Name des lieben Alten — manchmal Gelegenheit, der kleinen Mitsklavin ein freundliches Wort zu sagen. Er erzählte von dem schönen Tiberflusse, welcher mit Schiffen aus allen Theilen der Welt bedeckt sei, von den herrlichen Thälern jenseit der Stadtthore, in welchen Feigen und Trauben in reicher Fülle wuchsen, und versprach der Kleinen, wenn die Saturnalien kämen, wolle er sie mitnehmen und all' diese Herrlichkeiten zeigen. Bran lächelte ungläubig bei'm Hören dieses Versprechens, das seiner Meinung nach nie erfüllt werden würde. Er hatte ja auch noch nie gehört, daß jedes Jahr im Monat December ein Fest dem Gotte Saturn zu Ehren gefeiert wurde. Alt und Jung, Reich und Arm ergötzten sich in dieser Festzeit nach Herzenslust, sogar die Sklaven thaten, was sie wollten, hatten volle Freiheit, auszugehen oder sich Freunde einzuladen, sie schmausten und

waren fröhlich wo und wie es ihnen gefiel. Hilda war die Aussicht auf die Festzeit natürlich ein angenehmer Gedanke, indessen während sie sich kindlich darauf freute, fragte Bran nur trocken, was sie dann thun, wohin sie gehen sollten, wenn die Saturnalien kämen.



Zweites Kapitel.

Die Festtage der Sklaven.

Die lang ersehnten Festtage waren endlich da, jeder römische Sklave freute sich wenigstens für einige Tage seiner Freiheit; lauter Jubel, ja tolle Freude war auf allen Straßen der Stadt. Die Straßen entlang waren Buden mit allerhand sonderbaren Figuren; Satyren, halb Mensch, halb Ziege, wurden in denselben feilgeboten. Kinder in weißleinenen Gewändern und vergoldeten Bällen um den Hals, drängten sich zu den Buden, während die lustigen Sklaven aus allen Nationen: Römer, Griechen, Briten, Deutsche sich drängten, theils nach dem Amphitheater, um sich an den Festspielen der Gladiatoren zu ergötzen, theils um Freunde zu besuchen oder sonst sich zu belustigen. Hier und da sah man ausnahmsweise auch Leute, die still ihres Weges gingen. Unter diesen war

der uns bekannte Anicetus, neben ihm Hilda, das britische Mädchen. Auch sie hatte einen vergoldeten Ball umgehängt und einen kleinen Satyr in der Hand, und erzählte unterwegs ihrem alten Freunde, was Felicita ihr von der Bedeutung der Saturnalien gesagt hatte.

„Es muß eine schöne Zeit gewesen sein," sagte sie, „als Vater Saturn über Himmel und Erde regierte und es noch keinen Streit zwischen Göttern und Menschen gab."

Anicetus sah seine kleine Begleiterin nachdenklich an und fragte: „Magst du Geschichten hören?" worauf Hilda erwiderte, daß sie sehr gern Felicita über Vater Saturn erzählen höre. „Nicht wahr, wir gehen jetzt zu seinem Tempel?" fragte sie dann plötzlich.

„Du sollst von einem besseren Gott hören, als von Saturn," antwortete der Alte.

„Bran sagte, weil Vater Saturn die übrigen Götter vom Zanken zurückgehalten, könne es keinen besseren Gott geben," entgegnete Hilda. „Wenn doch die Götter sich nur gar nicht gestritten hätten! Dann wären unsre Waldgötter nicht von einem Jupiter besiegt und wir hätten keine Sklaven sein brauchen!"

„Du irrst dich, mein Kind," sagte Anicetus.

„Nicht Jupiter, sondern unsre römischen Schwerter und tapferen Soldaten haben Britannien besiegt.“

Hilda sah den Alten verwundert an und sagte etwas kleinlaut, sie habe gemeint, die römischen Götter hätten den Römern geholfen. „Aber Saturn soll mein Gott sein,“ fuhr sie muthiger fort. „Flora ist ja auch so gut gegen uns und giebt uns all die schönen Blumen, aber ich habe doch Saturn lieber.“

Auf Anicetus' Frage, warum sie denn Saturn vorziehe, antwortete Hilda lebhaft: „Weil er das Korn wachsen läßt — Felicita sagt, auch ohne daß man es pflanzt — und weil er gegen Alle, gegen Sklaven sowohl wie gegen die Herren gleich gütig ist, und weil wir Alle jetzt gleich sind. Bran darf jetzt auch die Kappe der Freigelassenen tragen und die Löcher in seinen Ohren verbergen.“ „Ich habe zu Vater Saturn gebetet,“ fuhr Hilda fort, „und ihn angerufen uns zu helfen und die goldene Zeit wieder zu bringen, da Jedermann freundlich sein wird und die Götter sich nicht mehr zanken.“

„Die Menschen mit ihrem Streiten sind schuld an dem Elend, die Götter haben Nichts damit zu thun,“ sagte Anicetus.

Hilda seufzte, war aber keineswegs überzeugt. Des Bruders Meinung galt ihr mehr als die des Alten, sie entgegnete deßhalb Brans Ansicht von der Sache: „Wenn die Götter sich nicht gezankt hätten, würden die Römer nicht gekommen sein, um unser Britannien zu erobern."

Anicetus und Hilda trafen hier und dort auch Andere, die still ihres Weges gingen. Alle hatten sich die ruhigsten, abgelegensten Straßen ausgesucht und begrüßten sich wie alte Freunde. Selbst ein vor einem großen Hause stehender Soldat grüßte zu Hilda's großem Erstaunen den alten Anicetus freundlich. Die Kleine war lange genug in Rom gewesen, um wissen zu können, daß die Soldaten gewöhnlich mit Verachtung auf die Sklaven herniedersehen; aber noch mehr wunderte sie sich, daß sie, die Sklaven, ohne Weiteres das große Gebäude betreten durften. Und welch ein überraschender Anblick war es erst, der ihrer in der großen Halle wartete! Verschiedene Personen hohen und niedern Standes waren hier versammelt; edle Damen in kostbaren Gewändern und geringe Sklaven wie sie und Anicetus; geschäftige Kaufleute und bärtige Soldaten, welche gewöhnlich durch Rauben und Plündern sich bereicherten — Alle waren ver=

sammelt, um einen an einen Soldaten geketteten Mann. Der Gefangene redete, aber Hilda's Kopf und Gedanken waren so voll von all' dem Merkwürdigen um sie her, daß sie nicht darauf achtete, sondern neugierig umherschaute, bis Anicetus ihr leise zuflüsterte: „Höre zu, Kleine; dieser Gefangene, Paulus, ist ein Bote des großen Gottes vom Himmel."

„Ist denn dieser Gott wohl so groß und gut wie Saturn?" fragte sie leise.

Als ob der Gefangene die Frage der kleinen Sklavin gehört hätte, erhob er gerade jetzt seine freie Hand und sagte: „Meine Brüder, ich möchte euch erzählen von Dem, in dessen Augen, ob Sklaven oder Freie, wir Alle gleich sind, von Dem, der euch lieb hat, der euch so gern fröhlich und glücklich machen möchte, nicht mit den lauten Thorheiten und der hohlen Freude dieser Saturnalien, welche hinterher Schmerz und Reue bringen, sondern der euch so gern wahre Freude und bleibendes Glück schenken will."

„Es ist über Vater Saturn," flüsterte Hilda, Anicetus aber ermahnte sie eben so leise, aufmerksam zuzuhören.

„Der, von dem ich rede, ist Gott, der Herr, der Allmächtige, der Himmel und Erde gemacht

hat und die Menschen, daß sie in Heiligkeit und beständigem Glück auf Erden wohnen möchten. Weder Sünde noch Traurigkeit, weder Tod noch Schmerz war zuerst da. Aber bald empörten sich die Menschen wider Gott und wurden seinen Geboten ungehorsam. Damit waren Sünde und Elend auf die Erde gekommen; Zank und Streit, Schmerz und Tod folgten. Für die Sünde und das Sündenelend giebt es aber nur einen Heiland; Gottes Sohn, der Herr Jesus Christus, Er kam in diese Welt als Mensch; Er hat Schmerz und Krankheit, ja den Tod geschmeckt, damit durch Ihn, den einzigen Sündlosen, die Menschen möchten erlöst werden von Sünde und Tod. Das ist die frohe Botschaft des Evangeliums, die ich euch heute zu verkündigen habe, daß Christus Jesus ist gekommen in die Welt, die Sünder selig zu machen, daß Er gekommen ist, unsre Sünden, unsre Schmerzen zu tragen, und uns tüchtig zu machen, jenseit des Grabes in vollkommener Heiligkeit und Seligkeit bei Ihm zu wohnen allezeit." Der Gefangene redete zwar noch viel mehr, aber mehr hatte Hilda nicht behalten. Sie nahm sich vor, das Gehörte nicht zu vergessen, auch ihrem Bruder es mitzutheilen und wo möglich ihn zu be-

wegen, auch selbst den gefangenen Prediger zu hören.

Als Hilda Hand in Hand auf einem abgelegenen Umwege mit ihrem alten Freunde nach Hause zurückkehrte, fragte sie ihn plötzlich, ob er schon früher von diesem großen Gott gehört habe, und als er ihr erzählte, daß er vor längerer Zeit durch diesen gefangenen Paulus zur Erkenntniß Gottes gekommen sei, fragte das aufgeweckte Mädchen weiter: „Und Felicita, kennt nicht auch sie deinen Gott? Hat sie nicht vielleicht nur aus Versehen ihn Saturn genannt?“

Leider konnte der Alte diese Frage nicht bejahen, sondern mußte der Fragenden mittheilen, daß Felicita noch die nichtigen Götzen verehre, obgleich diese nur Bilder von Holz und Stein seien, wie die marmorne Flora im Hause des Gebieters.

„Flora nur von M a r m o r?“ rief Hilda erstaunt aus. Hatte man ihr doch erzählt, daß die Göttin die Blumen wachsen lasse, sie mit so schönen Farben bekleide und ihnen den süßen Duft einflöße. Wie unglaublich klang ihr deßhalb, was Anicetus ihr sagte, daß das mit Blumen bedeckte Götzenbild eben so wenig Blumen

wachsen lassen könne, als die Pflastersteine, auf welchen sie jetzt gingen.

Betroffen sah Hilda den Alten an. „Wer läßt sie denn wachsen?“ fragte sie zweifelnd.

„Gott, der Herr, der Allmächtige,“ erwiderte Anicetus ehrfurchtsvoll.

„Du hast aber gesagt, daß dieser Gott für uns sorgt, für Männer und Frauen, Knaben und Mädchen,“ entgegnete Hilda rasch.

„Ganz recht, das thut Er auch,“ bestätigte der Alte; „Er läßt Korn und Früchte und Blumen für uns wachsen. Ohne seinen Willen fällt kein Sperling auf die Erde.“

„Wenn aber ein Gott dieses Alles allein thut, was bleibt denn für die andern Götter zu thun übrig? Du weißt doch, daß es außer Flora noch viele Götter giebt,“ bemerkte das scharfsinnige Mädchen.

„Früher wähnte ich das auch, jetzt aber kann ich dir mit Gewißheit sagen, daß alle eben so hülflos sind, wie die marmorne Florastatue. Es giebt nur einen Gott, den Gott Himmels und der Erde, von welchem Paulus heute geredet hat. Die Götter sind eitel Götzen und thörichte Einbildungen. Als die ersten Menschen gegen Gott gesündigt hatten, suchten sie sich vor Ihm

zu verbergen und Ihn zu vergessen, als ob das genügt hätte, ihre Sünde wegzunehmen. Später haben die Menschen sogar den Namen ihres Schöpfers vergessen, und verschiedene Götter für Schöpfer und Erhalter der Werke in der Natur gehalten. Dem einen Gott schrieb man die Kraft zu, Blüthen und Blumen hervorzubringen, der andere ließ nach der Meinung der thörichten Menschen das Korn wachsen, — und so hatte jeder Gott irgend ein Werk in der Welt zu thun. Die Menschen bauten ihren eitlen Götzen Tempel und Altäre, brachten ihnen Opfer und Weihrauch, vergaßen aber den einen, wahren Gott gänzlich."

Wieder seufzte Hilda. „Dann hat es ja nie ein goldenes Zeitalter gegeben, in welchem Saturn regierte, wo es lauter Festtage für die Sklaven gab, dann wird sicherlich auch nie eine solche Zeit kommen!" sagte sie etwas verzagt.

„Ehe die Menschen gesündigt hatten, als Gott herniederkam und redete mit Adam und Eva, gab es eine goldene Zeit, aber das ist lange, lange her," antwortete der Alte.

„Und diese Zeit kommt wohl nie wieder?" fragte das Heidenmädchen.

„Nein," erwiderte Anicetus, „diese Zeit

kommt nicht wieder, aber Gott hat etwas Besseres bereitet denen, die Ihn lieb haben: ein goldenes Zeitalter, in welchen wir Ihn sehen werden von Angesicht zu Angesicht, wo weder Sünde noch Schmerz sein wird." Freudig bewegt hatte er die letzten Worte ausgesprochen.

Verwundert schaute Hilda auf das leuchtende Angesicht des Alten, und fragte nach einer Weile: „Wirst du dann auch ein Sklave sein?"

„Nein, im himmlischen Reich, wo Gott regiert, giebt es keine Sklaven," war die Antwort.

Hilda verstand zwar nicht recht, was der Freund mit dem „himmlischen Reich" meinte, trotzdem fragte sie: „Haben auch kleine Mädchen Einlaß zu diesem Reich?"

„Ja," antwortete Anicetus, „der Herr Jesus, Gottes eingeborner Sohn, hat auch die Kinder dazu eingeladen. Er hat gesagt: 'Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.'"

„Dann will ich hingehen. Willst du mich gleich jetzt hinführen?" sagte Hilda, die Hand des Alten noch fester haltend.

Anicetus wußte erst nicht recht, was darauf zu sagen, nach einigem Besinnen aber antwortete er: „Meine liebe Kleine, wir müssen auf dieses

goldene Zeitalter, auf das Reich Gottes, warten; — warten und zugleich auch für Gott arbeiten. Wir müssen erst durch den Herrn Jesus zum Eingange in das himmlische Reich tüchtig gemacht werden, sonst würden wir uns in demselben gar nicht glücklich fühlen."

Bei diesen Worten füllten sich die Augen der Kleinen mit Thränen. „Dann sind für mich die goldenen Zeiten noch in weiter Ferne," sagte sie seufzend; „denn bis jetzt habe ich ja noch gar Nichts von deinem Gott gewußt."

„Aber ich denke, nachdem du nun gehört hast, wie lieb Gott dich hat, willst du Ihn auch gern näher kennen lernen," fuhr Anicetus fort.

„Liebt mich? Was ist das?" fragte das heidnische Britenkind verwundert. In ihrem rauhen Vaterlande war ja dieses Wort kaum bekannt, und Bran, der sein Schwesterchen so lieb hatte, schämte sich zugleich auch fast dieser Liebe als einer verächtlichen Schwäche.

Der Alte wußte das ganz gut, deßhalb wurde es ihm nicht so ganz leicht, die rechte Antwort zu finden. Nach einigem Besinnen sagte er jedoch: „Nicht wahr, es macht dir Freude, wenn du Bran helfen kannst, er aber freut sich, wenn du kommst und ist freundlich gegen dich, mag

er gegen alle Andern auch noch so mürrisch sein."

„Der liebe Bran! Er ist ja mein Bruder; ich wollte, daß ich immer bei ihm sein und ihm helfen könnte!" rief Hilda aus.

„Das kommt, weil du ihn lieb hast. Siehe, der große Gott ist dein Vater, und hat dich lieber, als du Bran hast, und sagt oft: 'Die liebe kleine Hilda, die Sklavin in Rom, ich habe sie lieb, obgleich sie es jetzt noch nicht weiß!" Dieser liebende Gott war es auch, der euch auf der ganzen langen Reise von Britannien hieher behütet hat und es lenkte, daß ihr, du und Bran, in dasselbe Haus gekommen seid."

Hilda sah den Freund ungläubig an und sagte fast ungeduldig: „Ich habe aber den großen Gott, von welchem du redest, nie gesehen."

„Aber Er hat dich gesehen und sieht jetzt auf dich; Er sieht Tag und Nacht auf uns und weiß Alles, was wir sagen und thun," sagte Anicetus.

Halb erstaunt, halb erschrocken, antwortete das Mädchen auf diese Worte des Alten: „Das ist ja noch schlimmer, als bei unsern Waldgöttern. Die hören uns doch nur, wenn wir in den Wäldern oder heiligen Hainen sind."

„Nicht so, meine Kleine, du mußt dich nicht fürchten, weil Gott dir nahe ist; Er ist ja nahe, um uns zu beschützen und zu führen, um uns zu segnen;“ mit diesen und ähnlichen Worten suchte Anicetus die kleine Sklavin zu beruhigen. Hilda wurde aber nicht eher ruhig, als bis sie anfing zu verstehen, daß Gottes Liebe so innig und groß sei, viel größer als ihres Bruders Liebe, daß ganz im Gegentheil zu den gefürchteten rachsüchtigen, grausamen Waldgöttern ihres Vaterlandes es dieses Gottes Lust und Freude sei, ihr Liebe und Barmherzigkeit zu beweisen.

Zu Hause angekommen, hatte Hilda nichts Eiligeres zu thun, als den Bruder aufzusuchen, um ihm zu erzählen von all' dem Wunderbaren, was sie gesehen und gehört, aber Bran hatte heute kein Ohr für solche Erzählung. Geschmückt mit einer Kappe, wie sie die Freigelassenen trugen, versuchte er seine Sklaverei zu vergessen und wähnte sich frei, frei zum Lärmen und Weintrinken so viel er wollte. Bran war zwar nicht allein so thöricht, o nein, unzählige Sklaven benützten die Festtage nicht besser, als er, aber doch schämte er sich sowohl über sich selbst, als über seine Genossen, als er Hilda daherkommen

sah, die mit großem Eifer von dem kommenden goldenen Zeitalter anfing zu erzählen.

„Das hat das thörichte Kind von dem alten Anicetus!" sagte Einer.

„Ja, der Alte hört die Geschichten, welche er das Evangelium nennt, von einem Gefangenen," fügte ein Anderer hinzu.

„Und der alte Narr glaubt, daß dieses Evangelium das goldene Zeitalter bringt, welches die Tempel von Jupiter und Mars stürzen wird, und alle Menschen lehrt, sich unter einander lieb zu haben," ergänzte ein Dritter.

Dies Alles kam den Zuhörern so lächerlich vor, daß der letzten Rede ein lautes Gelächter folgte, und Einer sich mit den spöttischen Worten an Bran wandte: „Wer weiß, am Ende findet noch dieses Evangelium den Weg nach deinem britischen Heimathlande und lehrt die Barbaren, sich lieb zu haben."

Zornig ballte Bran bei diesen höhnischen Worten die Faust. „Die Briten mögen Barbaren sein," sagte er, „aber sie sind tapfer und kriegerisch und wollen Nichts mit einer Botschaft von Liebe zu thun haben." „Geh weg, Hilda," sagte er dann zu der dicht neben ihm stehenden Schwester, ging dann wüthend auf den los, der

ihn seiner Meinung nach so gröblich beleidigt hatte, und ehe dieser es sich versah, hatte er einen derben Schlag im Gesicht. Der Geschlagene gab für den erhaltenen Schlag einen eben so derben zurück, und wenn nicht ein älterer Sklave dazwischen getreten wäre und die Streitenden getrennt hätte, wäre wahrscheinlich eine allgemeine Schlägerei entstanden. Alle gaben sogleich den Streit auf, nur nicht der grimmige Bran, der sich in seiner Wuth sogar an dem Friedensstifter vergriff. Dieser, obgleich auch ein Sklave, wurde doch im Hause höher gehalten, als die andern, stand auch bei'm Gebieter besonders gut angeschrieben. Sobald deßhalb die Geschichte dem Hausherrn zu Ohren kam, befahl er, den unbändigen Burschen bis zum Ende der Festtage in's Gefängniß zu werfen. Umsonst legte Anicetus Fürsprache ein, und hielt dem erzürnten Gebieter vor, daß Bran ein Fremdling und daß es die Zeit der allgemeinen Freiheit sei — Plautius nahm seinen über Bran verhängten Urtheilsspruch nicht zurück. „Ein Sklave darf nicht ganz das Gesetz vergessen,“ sagte der unerbittliche Gebieter, und während die Kameraden nach Herzenslust die Feiertage genossen, mußte demgemäß der arme

Bran in seiner elenden steinernen Zelle stöhnen. —Als die Schlägerei unter den Sklaven ausgebrochen war, war Hilda erschrocken davongelaufen; sobald sie aber am nächsten Morgen hörte, was ihrem Bran widerfahren war, bat sie Anicetus, sie zu dem Bruder zu bringen.

Der gutmüth'ige Alte war gar nicht damit einverstanden, daß sein Schützling die Strafe des Bruders theile. Bran hatte ja durch seinen Zorn und sein heftiges Wesen die Strafe verdient, es kam aber Anicetus grausam vor, die unschuldige Kleine mit in die düstre Zelle einzuschließen. Ueberdies hatte er vor, sie noch einmal zur Predigt des Apostel Paulus mitzunehmen, namentlich weil ihm später nach den verflossenen Festtagen wohl schwerlich wieder Gelegenheit dazu geboten werden mochte. Er verbarg Hilda seine Bedenken nicht und suchte sie von ihrem Vorhaben zurückzuhalten, aber das Mädchen bat und drängte so lange, bis Anicetus nachgab. So wurden die langersehnten Festtage nicht nur für die Geschwister, sondern auch für den guten Alten sehr getrübt.

Drittes Kapitel.

Die treue Schwester.

Als Hilda in die düstere Zelle kam und in einer Ecke derselben fast verzweifelnd unter seinem Elend ihren Bruder erblickte, hätte sie keines Beweises mehr bedurft, daß der gefangene Prediger die Wahrheit geredet, als er gesagt hatte, daß den tollen Freuden der Saturnalien hinterher Schmerz und Reue folgten. Zuerst wollte Bran sie nicht einmal ansehen, viel weniger mit ihr sprechen, aber trotzdem konnte er nicht verhindern, daß die liebende Schwester die Arme um seinen Nacken schlang und ihr thränenvolles Gesicht an das seinige legte.

„Mein armer Bran! Wie bedaure ich dich!“ flüsterte sie, „aber du mußt nicht länger traurig sein. Ich will bei dir bleiben und dir Alles über die zukünftige goldene Zeit erzählen, die einen langen Feiertag bringt, auch für arme

Sklaven, einen Feiertag, welcher nie ein Ende nimmt."

„Ich wünsche nichts über eine goldene Zeit zu hören; für den Armen giebt es nirgends etwas Anderes, als Elend," entgegnete Bran finster.

„Aber ich wollte dir gern mittheilen, was ich gestern hörte über einen Gott, der besser ist als Saturn, größer als Jupiter und freundlicher als Flora," fing Hilda wieder an.

„Ich will Nichts über die römischen Götter hören," fiel Bran der Schwester in die Rede.

„Aber Gott, der Allmächtige, ist ja kein römischer Gott; Anicetus sagt, Er ist Jedermanns Gott, und gerade deßhalb ist Er der Gott für uns." Nach diesen Worten legte die treue Schwester den Kopf an des Bruders Schulter, glättete sein rauhes Haar so, daß auch die Löcher in seinen Ohren vollständig bedeckt waren und sagte dann heiter, um wo möglich dem Trübsinnigen ein Lächeln abzulocken: „So, jetzt siehst du wieder aus wie mein britischer Bran!"

Aber noch wollte der Sonnenschein nicht durchbrechen; zu schwer waren die Wolken, die auf Bran's Gemüth und Gesicht sich gelagert hatten. Den ganzen Morgen hatte er nur an sein hartes Leben und das ihm widerfahrene vermeintliche

Unrecht gedacht, bis er zornig auf Alle war, — auf Alle, ausgenommen auf seine Hilda. Aber der Liebe zu ihr, obgleich dieselbe der größeste Trost seines Lebens war, schämte er sich fast. Als die geliebte Schwester aber jetzt mit seinem Haar spielte, fühlte er, daß in ihrer Nähe der böse Geist des Zorns ihn immer verließ, und wünschte fast, daß sie hier bei ihm bleiben könne.

„Wenn wir nur immer beisammen wären, würde ich gewiß nicht so aufbrausend und jähzornig werden wie gestern," sagte er nach einer Pause.

Hilda sah ihn mit großen Augen an und fragte: „Warum nicht?"

Bran meinte, vielleicht darum, daß er nie heftig gegen sie, seine Schwester, sein könne. Hilda aber belehrte ihn weiter über das, was sie gelernt hatte. „Anicetus sagt, daß wir uns lieb haben und deßhalb seiest du freundlich gegen mich und thätest mir Nichts zu leide; er sagt auch, der große Gott liebt mich wie du es thust."

Fast wäre Bran eifersüchtig geworden und hätte dieser Behauptung widersprochen, als er aber auf das liebliche Gesicht schaute, das jetzt so ernst und nachdenklich zu ihm emporblickte,

konnte er sich gar nicht so sehr darüber wundern und fragte: „Nun, Hilda, gesetzt, Gott hätte dich lieb, würdest du dann von mir weggehen?“

„O nein, nie werde ich dich verlassen!“ antwortete Hilda. „Aber Bran, wenn es wahr ist, daß dieser Gott uns beschützt und gemacht hat, daß wir zusammen verkauft wurden, wenn Er wirklich so viel für uns thut, so sollten wir Ihn doch lieb haben; eben so wie ich dich wieder liebe, weil du mich lieb hast.“

Bran lächelte und hätte, wenn statt Britannien Deutschland sein Vaterland gewesen, vielleicht zu seinem vernünftigen Schwesterchen gesagt: „Du kleiner Verstandskasten!“ ihr Geplauder war ihm jedoch keineswegs unangenehm, er bat sie vielmehr, ihm Alles zu erzählen, was sie gestern über den neuen Gott gehört hatte.

„Er ist kein neuer Gott, sondern der älteste von allen,“ berichtigte ihn Hilda. „Anicetus sagt, Saturn und Jupiter sind gar keine Götter, sondern es giebt nur den Einen, den allmächtigen Gott, der Alles für uns und Alles in der Welt thut. Er hat den ersten Menschen gemacht, und damals war die goldene Zeit, weil es kein Zanken und Streiten und keine Sklaven gab; dann aber kam die Sünde und ....

„Aber was ist Sünde?“ fragte Bran, der heute zum ersten Mal in seinem Leben dieses Wort hörte.

„Anicetus sagt, Sünde ist Ungehorsam; das ist, wenn wir das thun, wovon der große Gott gesagt hat, wir sollen es nicht thun,“ antwortete die Schwester.

„Was sagt Er denn, daß wir nicht thun sollen?“ fragte Bran gespannt.

„Wir sollen nicht unfreundlich gegen Andere sein, sondern uns lieb haben,“ erwiderte die Kleine.

„Du bist wohl gestern zum Tempel dieses Gottes gegangen?“ erkundigte sich Bran mit lebhafter Theilnahme.

Hilda beantwortete auch diese Frage ganz richtig. „Anicetus' Gott habe noch keinen Tempel in Rom,“ sagte sie, „Gott habe aber einen Boten, Namen Paulus, gesandt, welcher den Menschen von der zukünftigen goldenen Zeit erzähle, von einer Zeit, besser als die Saturnalien, selbst wenn diese nie ein Ende nähmen.

„Eine andere goldene Zeit, besser, als wenn, wie die Römer sagen, ihr Gott Saturn die Welt regieren wird?“ rief Bran erstaunt aus.

Hilda bestätigte nicht nur, was sie vorher

gesagt hatte, sondern erzählte auch in ihrer redseligen Weise dem aufmerksamen Bruder. Alles, was sie von dem gefangenen Boten Gottes und von Anicetus gehört hatte, auch, daß dieser Gott alle Menschen lieb hat, die armen Sklaven eben sowohl wie die reichen Leute; sie erzählte ihm auch, was sie wußte von dem himmlischen Reich, in welchem es keine Sklaven giebt, wo weder Sünde, noch Tod, noch Schmerz ist.

„Hilda, wenn deine Erzählung nur wahr wäre, dann könnten alle Menschen sich freuen; aber was du gehört hast, kann nicht wahr sein, dazu ist es zu gut," sagte Bran traurig.

„Anicetus sagt aber, es ist doch wahr," erwiderte Hilda zuversichtlich; „das goldene Zeitalter kommt ganz gewiß, sagt er, und gerade deßhalb trägt er so geduldig und zufrieden sein Loos als Sklave."

Freilich wie Jemand zufrieden sein könne mit seinem Sklavenstande, das verstand Bran nicht, er fragte deßhalb verwundert: „Lehrt sein Gott ihn denn, ein Feigling zu sein?"

Es war wirklich rührend, wie treu und eifrig Hilda jetzt ihren alten Freund vertheidigte, wie sie dem Bruder bewies, Anicetus sei keineswegs ein Feigling. Hatte sie doch schon in ihrem

Vaterlande gelernt, Tapferkeit sei die größte Tugend und Feigheit das größte Laster.

Bran blieb indessen dabei, nur ein Feigling könne zufrieden das Sklavenloos tragen. Hilda aber fuhr fort, ihren alten Freund auf's Wärmste zu vertheidigen, und führte als Beweis von dem Muth desselben an, daß Anicetus sie, die Schwester, zu ihrem Bruder gebracht habe. Sogar Felicita habe gesagt, nicht Jeder wage es, so furchtlos das zu thun, wodurch er den heftigsten Zorn des Gebieters auf sich laden könne. „Ja, Bran," fügte die kleine Vertheidigerin begeistert hinzu, „Anicetus ist muthig, obgleich er ein Sklave ist."

Was sollte Bran dazu sagen? Er wußte es nicht. Dieser Alte, der stets bereit war, ihnen Liebe zu erzeigen, war ihm ein Räthsel. „Warum er wohl so freundlich sein mag, da wir, arm und verlassen wie wir sind, ihm doch Nichts vergelten können?" sagte er halblaut zu sich selbst.

„Vielleicht hat der Bote Gottes ihm das gesagt," erwiderte Hilda; „sein Gott weiß wenigstens Alles, was uns betrifft; Anicetus sagt, dieser Gott hat es auch gesehen, als wir aus Britannien kamen und hat uns auf dem Wege bis hieher geholfen. Und das glaube ich jetzt

auch. Weißt du noch, Bran, daß damals ein Soldat dir die Kette von deinem blutenden Fuß nahm? Ich denke, der gefangene Bote Gottes hatte ihm das gesagt. Unter den Zuhörern des Gefangenen sind ja auch Soldaten, Anicetus sagte, daß auch der große Hauptmann Pudens diesen Gott lieb hat."

„Ein Soldat sollte auf die Botschaft von dem goldenen Zeitalter, auf eine Liebesbotschaft lauschen?" rief Bran in höchstem Erstaunen aus.

„Nein," sagte Hilda in ihrer kindlichen Weise, „die Soldaten hören vielleicht eben so gern darauf, wie wir Sklaven."

Das wollte aber Bran durchaus nicht einleuchten, er entgegnete deshalb kopfschüttelnd: „Diese römischen Soldaten sind eben so hart und grausam, wie die britischen; Männer und Weiber erschlagen, das macht ihnen Freude. Das gefällt auch ihren Göttern."

„Diesem großen Gott würde das aber nicht gefallen," behauptete Hilda entschieden.

Jetzt entstand eine längere Pause, bis endlich Bran fragte, wie lange es denn her sei, daß Anicetus die Bekanntschaft des gefangenen Predigers gemacht habe, ferner, ob der Gefangene auch

reich und edel sei wie Plautius. Augenscheinlich trieb etwas mehr, als bloße Neugierde ihn zu diesen Erkundigungen. Ja noch mehr, ohne daß er es der Schwester und sich selbst gestehen wollte, trieb er eigentlich deshalb jetzt Hilda ihn zu verlassen, damit sie wieder mit Anicetus gehen und mehr von diesem wunderbaren Evangelium erfahren möchte.

Die treue Schwester war aber keineswegs geneigt, den geliebten Bruder allein zu lassen. „Ich kann dich wirklich nicht verlassen, Bran," sagte sie bittend. „Morgen muß ich ja gehen, um Felicita beim Mischen des Honigs und Hafermehls behülflich zu sein, aber so lange laß mich wenigstens bei dir bleiben. Du sollst dann auch Alles hören, was ich weiß; vielleicht erzählt Anicetus mir morgen noch mehr. Ich werde ihn jedenfalls sehen; er hat ja die Aufsicht über das Gefängniß, ohne ihn könnte ich weder herein noch hinaus kommen."

„Hast du denn jetzt gar Nichts mehr zu erzählen?" fragte Bran etwas unzufrieden.

Hilda besann sich; da fielen ihr die Worte ein, welche, wie Anicetus ihr gesagt, der Gefangene aus seiner Pergamentrolle gelernt hatte: „Jesus Christus ist gekommen in die Welt, die

Sünder selig zu machen." „Anicetus sagt, das ist die Botschaft des Evangeliums," fuhr Hilda fort, „und er hat mir diese Worte so oft vorgesagt, bis ich sie auswendig wußte. „Willst auch du sie lernen, Bran?" fragte sie dann plötzlich.

Der Bruder schien aber keine große Lust dazu zu haben, wenigstens wollte er erst die Bedeutung dieser Worte von ihr wissen. Als aber die Kleine, nicht recht wissend wie das anzufangen, entgegnete, das könne Anicetus besser, fuhr er sie heftig an. „Ich will es nicht von Anicetus hören, sondern von dir," sagte er barsch; „sage mir, wer ist Jesus Christus?"

Da Hilda am Tage zuvor in ihrer langen Unterredung mit Anicetus auch über Jesus Christus Manches gehört hatte, wußte sie wohl, wer Er sei, und versuchte deshalb, so gut sie es konnte, die Frage des ungeduldigen Bruders zu beantworten. Sie fing also an zu erzählen, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, vom Himmel herniedergekommen, ein armer Mensch geworden und zuletzt wie ein Sklave am Kreuz gestorben sei, damit Er die Menschen, Sklaven und reiche Leute, von der Sünde erlöse, — nicht nur von der Strafe der Sünde, sondern auch von der Liebe zu derselben.

Es war Hilda weder so ganz leicht geworden, diese Worte zu verstehen, noch sie Bran verständlich zu machen, — gar zu fremd waren ja beiden Geschwistern die Wörter: Sünde und Liebe. Hilda fühlte sich indessen reichlich für ihre Mühe belohnt, als sie merkte, wie aufmerksam der Bruder auf ihre Erklärung lauschte, ja, er war so davon angethan, daß er auch am andern Tage, nachdem er darüber nachgedacht, daß der Herr Jesus Christus so viel für uns gelitten, alles unzufriedene Klagen über sein hartes Loos vergaß und nicht müde wurde, immer wieder von dieser wunderbaren Liebe zu hören. Als Hilda tiefbewegt wiederholte, der Herr Jesus Christus habe alles für uns gelitten, füllten sich des sonst so harten, trotzigen Knaben Augen mit Thränen. Weil er gerade vor einigen Tagen etwas gesehen, an das er sich nur mit Schaudern erinnerte, konnte er noch viel besser, als seine Schwester, sich eine Vorstellung von dem schrecklichen Tode machen, welchen der Herr Jesus erlitten hatte. Als nämlich er, Bran, neulich mit einigen Kameraden außerhalb der Stadt seinem Vergnügen nachgegangen war, waren ihm jenseit der Mauern einige auf einem öden Stück Land stehende Kreuze aufgefallen und näher gekommen, hatte

er an einem derselben einen todten Mann hängen sehen. Seine Kameraden hatten ihm dann mitgetheilt, das sei die Todesart, mit welcher die Römer ihre Sklaven bestraften. Bran wußte also, daß es wirklich der schreckliche, schmachvolle Tod eines Sklaven war, den der Herr Jesus erduldet. Der Gedanke bewegte den trotzigen, unbeugsamen Burschen so, daß er wiederholt ausrief: „Gottes Sohn starb den Tod eines Slaven, um uns zu erlösen!" Dann saß er lange schweigend, in Gedanken versunken, neben der Schwester an der Erde, bis er endlich wieder anfing mit den Worten: „Hilda, ich kann es nicht verstehen; wenn die Saturnalien vorbei sind, muß ich Anicetus bitten, mir mehr zu erzählen."

„Möchtest du nicht den großen Lehrer Paulus selbst hören?" fragte Hilda. „Anicetus nimmt dich gewiß gern mit."

Bran meinte, das möchte er ja gern, aber erst möge die Schwester ihm noch einmal sagen, was den Sohn Gottes getrieben, zu unserer Erlösung den Tod eines Sklaven zu sterben.

„Anicetus sagt, Er hat es aus Liebe gethan," antwortete Hilda.

Ein milder Ausdruck, wie er sonst dem rauhen Knaben nicht eigen war, breitete sich über Brans

Gesicht und er sagte leise: „Mich könnte er aber nicht lieb haben."

„Ja doch, Bran, Er hat dich lieb, Anicetus hat gesagt dich und mich und — — —."

„Ja, Hilda, dich mag Er lieb haben, ein Jeder muß es — weil du sanft und freundlich bist, ich aber bin so wild und grausam. Er ist nicht gestorben, um mich zu retten, für mich kann es keine goldene Zeit geben," klagte der Knabe. Wie auch Hilda ihn zu überzeugen suchte, er blieb dabei, für ihn, der immer Zank und Schlägerei geliebt, gebe es keine goldene Zeit, in welcher Zank und Streit fremd wären.

„Aber gesetzt, Gott nähme die Lust zum Streiten aus dir und machte, daß du den Streit haßtest, wie jetzt die Sklaverei?" versetzte Hilda.

„Das könnte Er nicht, Hilda. Du weißt, ich bin ein Brite und alle Briten haben Lust am Streiten," entgegnete Bran. Bei diesen Worten kam wieder der frühere kalte, finstere Ausdruck über sein Gesicht.

Aber so leicht gab die kleine Schwester nicht nach; immer wiederholte sie ihm, was Anicetus gesagt hatte, daß Jesus Christus für Alle gestorben sei, bis der Bruder ihr endlich wieder

versprach, Anicetus selbst um mehr Belehrung zu bitten.

Mit diesem erhaltenen Versprechen legte Hilda sich Abends auf dem Strohhaufen in der Ecke zum Schlafe nieder. Ob wohl der große Gott wisse, daß sie, statt draußen fröhlich zu sein, den Tag bei ihrem gefangenen Bruder zugebracht habe? Unter solchen und ähnlichen Gedanken schlief sie bald ein.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, wurde Hilda gerufen, um Felicita und den andern Sklavinnen zum Bereiten des Bades der Herrin behülflich zu sein. Die römischen Damen brauchten zu ihren Bädern so viele verschiedene Arten Seife, Oel und wohlriechender Salben, daß das Bereiten eines Bades gar keine Kleinigkeit war und allein zu den Vorbereitungen für dasselbe mehrere Sklavinnen erforderlich waren.

Hilda konnte nun zwar nicht viel mehr als dies und jenes herbeiholen und die ihr gegebenen Sachen mischen, weil sie aber willig und anstellig war, besonders aber weil in den Feiertagen alle Sklavinnen die nothwendigste Arbeit je eher desto lieber beendigt haben wollten, wurde heute die kleine Genossin nicht geschont. Felicita besonders hatte es heute sehr eilig, weil sie verspro=

chen hatte, mit einigen Freundinnen auszugehen. Als sie deshalb Hilda nach einem entfernten Theil des Hauses schickte, um Ziegenmilch zu holen, that sie es mit der Bemerkung, schnell zu machen und sich nicht mit Plaudern aufzuhalten.

Demgemäß eilte Hilda, oder vielmehr übereilte sich so, daß sie dicht vor der Kammer, in welcher die Sachen zum Bade bereitet wurden, die Milch verschüttete. Eine tüchtige Ohrfeige, von Felicita mit derber Hand ihr zuertheilt, folgte alsbald dieser Unvorsichtigkeit. Das weinende Mädchen wurde unter Schelten abermals für Milch fortgeschickt, sie ging. Ihr Unglücksfall schien aber Alle in üble Laune gebracht zu haben, das arme Kind wurde von der Einen geschlagen, von der Andern gescholten, von einer Dritten bei Seite gestoßen, so daß Hilda zuletzt die Geduld verlor, in großer Heftigkeit eine Krystallvase ergriff und zornig an die Erde warf.

Als die Sklavinnen die kostbare Vase in hundert Stücken an der Erde liegen sahen, erschraken Alle und Felicita rief ängstlich: „Was soll ich thun? Die Herrin wird so zornig sein, wenn sie von ihrer schönen, zerbrochenen Vase hört!"

„Heute wird sie nicht darnach fragen," sagte

Eine, „sobald sie aber davon hört, wird Hilda ausgepeitscht werden.“

Die arme Hilda, die schon ohnedies den Ausbruch ihrer Heftigkeit bitter bereut hatte und ängstlich und beschämt auf ihr Werk der Zerstörung blickte, brach bei dieser Aussicht in lautes Weinen aus.

„O Felicita, sage der Herrin nicht, daß ich es gethan, sage, die Vase sei heruntergefallen,“ bat sie schluchzend. „Ach, mache doch, daß ich nicht gepeitscht werde; ich will es auch nie wieder zerbrechen.“

„Nun, diese kannst du freilich nicht wieder zerbrechen, du unartiges Mädchen; wenn ich aber sage, eine Schlange sei gekommen und habe die Vase zerbrochen, willst du mir dann versprechen, nie wieder heftig zu werden?“ war die Antwort.

Daß Lügen Sünde sei, hatte Hilda bis dahin noch nie gehört, im Gegentheil waren die Geschichten, welche sie von dem Leben der Götter gehört hatte, vielmehr dazu angethan, sie glauben zu machen, daß Lügen, wenn sie nur recht schlau vorgebracht und mit gutem Erfolg gekrönt würden, den Göttern angenehm seien. Hilda wußte überdies, die Herrin würde bei

Weitem nicht so über die zerbrochene Vase zürnen, wenn sie meine, eine ihrer Lieblingsschlangen habe den Schaden angerichtet, als wenn sie wüßte, ihre Sklavin habe es gethan. In den Häusern der stolzen Römer wurde diesen kriechenden Thieren ja mehr Sorgfalt und Pflege zu Theil, als den Menschen, welche ihnen dienten.

Ohne Bedenken gab also Hilda das gegebene Versprechen, Felicita hingegen versprach, den Schlangen die Schuld zu geben. Da aber alle Genossinnen meinten, das ungezogene Mädchen habe Strafe verdient, wurde sie von Niemand bedauert, als sie, statt sich ihres Feiertages zu freuen, wieder zu ihrem Bruder in's Gefängniß zurück kehren wollte.

„Sie verdient es nicht, meine Geschichten über Vater Saturn und das goldene Zeitalter zu hören," sagte Felicita schmollend, als sie die Krystallscherben vom Fußboden auflas.

„Ich habe von einem bessern Gott als Saturn gehört, von einem Gott, der uns eines Tages ganz gewiß ein goldenes Zeitalter bereiten wird," sagte Hilda.

Die Augen aller Sklavinnen richteten sich bei diesen Worten erstaunt auf die junge Genossin.

„Ist die kleine Britin verrückt geworden?“ rief Eine.

„Dem Beispiele ihres Bruders folgend, hat das Mädchen gewiß zu viel Wein getrunken,“ bemerkte eine Andere; Felicita aber ergriff die Verhöhnte und schüttelte sie. „Was fällt dir ein, du gottlose kleine Britin?“ sagte sie zornig. „Du wagst es, unsern großen Vater Saturn zu beleidigen? Weißt du denn nicht, daß er der einzige Gott ist, der sich um uns Sklaven kümmert, dem wir unsere schönen Feiertage zu verdanken haben?“

„Der große Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, kümmert sich um uns Sklaven,“ erwiderte Hilda muthig.

„Wer?“ so fragten Alle wie aus einem Munde, auch Felicita, welche den Arm der kühnen Sprecherin hatte fallen lassen, fragte dasselbe und starrte erstaunt Hilda an.

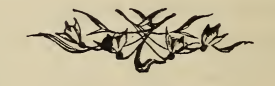
„Gott, der Herr, der Allmächtige, das ist Sein Name,“ sagte Hilda langsam und entschieden. „Er hat uns lieb und sorgt für uns, Er ist der Gott der Liebe.“

„Der Gott der Sklaven und der Gott der Liebe?“ erwiderte Felicita. Ihr Zorn hatte sich jedoch gelegt, sie fuhr vielmehr mitleidig fort:

„Du armes Kind, arme kleine Britin, du bist ein Fremdling hier, sonst würdest du wohl wissen, daß seit die Herrschaft des Saturn aufgehört hat, es keinen Gott für Sklaven mehr giebt."

„Aber dieser große Gott," fing dennoch Hilda wieder an.

„Kein Wort mehr darüber," fiel ihr Felicita in die Rede, „ich bin älter als du und habe mein ganzes Lebenlang in dieser großen Stadt gelebt; ich sage dir, es giebt keinen Gott für Sklaven."



Viertes Kapitel.

Hilda's Geständniß.

Die Saturnalien erreichten ihr Ende — für Viele all zu schnell, aber Bran und Hilda waren herzlich froh, als die siebentägige Festzeit vorbei war und damit das Ende ihres Aufenthaltes in dem düstern Gefängniß erschien. Bran hatte überdies ein großes Verlangen, mit Anicetus über die wunderbaren Dinge zu sprechen, welche Hilda ihm erzählt hatte

Mit diesem Verlangen stand er übrigens nicht allein, das merkte er, als er aus der Gruppe derer, welche das Gemüse reinigten, Einen sagen hörte: „Habt ihr gehört, worüber all die Weiber sprechen, nämlich, daß das goldene Zeitalter kommt?"

Andere sagten, das kleine britische Mädchen habe ihnen sonderbare Dinge von dem Gott der Sklaven erzählt, welche sie von Anicetus gehört habe.

„Aber es giebt keinen Gott für Sklaven!“ schrieen Mehrere zugleich. „Wer würde für die Armen sorgen, wenn sie so sich selbst kaum versorgen können?“

So ging das Gespräch noch eine Zeitlang fort; während der Eine auf Anicetus' Urtheil etwas zu geben schien, that's ein Anderer gar nicht, bis endlich Einer sagte: „Anicetus weiß mehr, als wir Alle. Aber noch mehr, wißt ihr nicht eben so gut wie ich, wie freundlich und zuvorkommend derselbe Anicetus, der früher so hart und gefühllos war, seit einiger Z.i. gegen Jedermann ist?“

Während auch unter den Sklavinnen sich das Gespräch um Hilda und Anicetus drehte, befand sich Hilda selbst in großer Aufregung. Anicetus, ihr treuer, alter Freund, hatte nämlich auch von ihrem Zorn und dem Zerbrechen der kostbaren Vase gehört und sie ermahnt, freiwillig ihrer Herrin, Agrippina zu gestehen, was sie gethan. Nun konnte aber Hilda sich nichts Schrecklicheres denken. Die junge Gebieterin war in ihrem Wesen strenge und stolz gegen Jedermann und sprach gewöhnlich nur dann zu ihren Sklavinnen, wenn sie etwas zu tadeln fand; deshalb scheute das arme Mädchen das Geständniß vor

ihrer finstern Herrin fast mehr, als die darauffolgenden Schläge.

Anicetus fühlte es der Kleinen ganz gut nach, welch' eine schwere Aufgabe das Bekennen für sie sei, und doch suchte er sie immer wieder zu überreden. Er hielt ihr vor, wie unrecht sie gethan, im Zorn die Vase zu zerbrechen, daß aber ihr Unrecht noch viel größer sei, wenn sie um ihretwillen Felicita eine Lüge sagen ließe. „Das wäre eine große Sünde," sagte er „und Gott kann die Lügner nicht lieb haben."

„Kümmert denn Gott sich auch um solche Kleinigkeiten?" fragte Hilda.

„Keine Sünde ist eine Kleinigkeit, mein Kind," erwiderte der Alte. „Wäre das, so würde nicht ein so theurer Preis erforderlich gewesen sein, um uns davon zu erkaufen; wäre die Sünde, wären Lüge und Zorn eine Kleinigkeit in Gottes Augen, so wäre der Herr Jesus nicht um unserer Sünden willen am Kreuz gestorben." Anicetus schauderte beim Gedanken an den Kreuzestod, dem er einmal selbst nur mit genauer Noth entkommen war.

Hilda aber bebte noch immer vor dem geforderten Bekenntniß zurück, bis Anicetus ganz traurig sagte: „Hilda, der Herr Jesus ist für

dich am Kreuz gestorben, um dich selig zu machen; du hast mir gesagt, daß du das glaubst und Ihn gern lieb haben und Ihm Freude machen willst — willst du also nicht um Seinetwillen jetzt die Wahrheit sagen?"

Hilda weinte, ließ sich aber doch endlich durch Anicetus zu dem schweren Schritt bewegen. „Ja, ich will es thun; wenn Felicita der Herrin das Haar bürstet und ich ihr die Füße reibe, will ich ihr Alles gestehen," sagte sie entschieden.

„Und der Herr wird dir beistehen, meine Kleine, wir wollen Ihn darum bitten," sagte Anicetus ermuthigend. Eben hatte er diese Worte gesprochen, als Hilda von Felicita gerufen wurde, um ihr bei der Bereitung des Bades behülflich zu sein. Während dieser Arbeit kam das Gespräch auf die sonderbare Neuigkeit, welche sich durch's ganze Haus verbreitet hatte, daß nämlich Anicetus gesagt, es gebe einen Gott, der die Sklaven lieb habe.

Es war zwar schon lange bekannt, daß Anicetus keine der römischen Gottheiten verehre, sondern von einem Manne Namens Paulus das, was Anicetus das „Evangelium" nannte, predigen höre, daß aber diese Botschaft der Liebe eine besondere Bedeutung für Sklaven habe, war bis

dahin Niemandem in den Sinn gekommen. „Für Sklaven giebt es keinen Gott!“ das hatte vielmehr bis jetzt bei Allen festgestanden, kein Wunder deshalb, daß die Nachricht, der große Gott kümmere sich eben so viel um die unterdrückte, niedergetretene, verachtete, wie das Vieh gekaufte und verkaufte Menschenklasse, als um ihren Kaiser Nero, mit seinem Purpurgewande und seiner mit Juwelen geschmückten Krone, — kein Wunder, daß diese Nachricht den Armen als etwas ganz Unerhörtes, ja gar Lächerliches vorkam. Wir dürfen es deshalb Felicita eben nicht sehr verdenken, daß sie sagte, der Alte sei kindisch und närrisch geworden, und daß sie mit einigen Genossinnen über die Idee an ein kommendes, goldenes Zeitalter, an welchem auch Sklaven Theil nehmen sollten, herzlich lachte.

Auch Hilda wurde um ihre Meinung über Letzteres gefragt, das arme Kind hatte jedoch Herz und Gedanken so voll von dem, was ihr heute bevorstand, daß sie sich nicht weiter auf diese Frage einließ. Die andern Sklavinnen wunderten sich über ihre Schweigsamkeit, ja meinten sogar, sie habe wieder etwas zerbrochen. Niemand wußte von ihrem Entschluß, bis er ausgeführt wurde und Hilda, indem sie Agrip-

pina's Füße rieb, plötzlich ausrief: „O, meine Gebieterin, ich bin ein sehr ungezogenes Mädchen gewesen!"

Erstaunt blickten Alle nach diesem Ausruf auf das ängstliche Britenkind, dem die Thränen über die Wangen liefen, die junge Herrin aber fragte: „Du bist ungezogen gewesen? Was hast du denn gethan?"

„Ich habe die Krystallvase zerbrochen," sagte Hilda.

Die Gebieterin bemerkte erst jetzt, daß die schöne Vase auf ihrem Tische fehle; finster zog sie die Augenbrauen zusammen und fragte in strengem Ton: „Wie ist das denn zugegangen?"

Als nun Hilda zitternd und unter vielen Thränen, aber wahrheitsgetreu den ganzen Hergang erzählte, vergaß Felicita vor Erstaunen ganz, das Haar der Herrin weiter zu bürsten, die andern Sklavinnen, welche das Gewand ordneten, das die Gebieterin heute tragen wollte, vergaßen ebenfalls ihre Arbeit und starrten erstaunt die kleine Mitsklavin an; Agrippina selbst war durch dieses Geständniß so überrascht, daß sie über die unerhörte Ehrlichkeit ganz ihren Zorn vergaß. „Wie kommst du zu diesem Geständniß, Kind?"

fragte sie, nachdem sie Hilda einige Minuten schweigend angeblickt hatte.

„Der Herr Jesus liebt mich und ich möchte Ihn gern wieder lieb haben," antwortete Hilda, indem sie wagte, die Augen aufzuschlagen und auf die junge Herrin zu richten.

Diese aber sah ihr erstes Kammermädchen an und fragte: „Was will sie damit sagen, Felicita?"

Das war indessen ebensowohl der Gefragten, als der Fragenden ein Räthsel; Felicita wußte nur, daß Hilda die Vase zerbrochen habe und als sie das bestätigt hatte, erwiderte Agrippina scharf: „Solche Ehrlichkeit geht über den Begriff einer Sklavin."

Auf diese Bemerkung erwiderte Felicita wohlweislich Nichts, sondern fuhr eifrig mit dem Bürsten des Haares ihrer Herrin fort, schüttelte dann, um es noch glänzender zu machen, Goldstaub darauf, während Agrippina eifrig darüber nachdachte, was sie unter diesen außergewöhnlichen Umständen thun solle. Eigentlich mußte ja Hilda gepeitscht werden, es würde ein Verstoß gegen die Hausordnung sein, wenn es nicht geschähe, andererseits war die junge Dame begierig, mehr über den ganzen Vorfall zu hören,

namentlich zu erfahren, wer der Herr Jesus sei, von dem das in Rom völlig unbekannte Mädchen geredet hatte. Sie fragte also Hilda, wo sie von diesem Herrn Jesus gehört habe, ob Er in ihrem fernen Vaterlande oder in Rom sei?

„Er ist im Himmel," antwortete Hilda, „in der goldenen Stadt."

„Aber wie weißt du das?" fragte die immer verwirrter werdende Herrin.

Hilda erzählte darauf, daß Anicetus sie mitgenommen habe, um diese himmlische Botschaft aus dem Munde eines Boten dieses Gottes selbst zu hören, auch, daß dieser Bote als Gefangener in Rom sei.

„War es denn dieser Gefangene, auf dessen Geheiß du mir das Zerbrechen der Vase gestanden hast?" forschte Agrippina.

„Nein, Anicetus hat mir gesagt, daß ich um dessentwillen, was der Herr Jesus gelitten hat, um mich von der Sünde zu erlösen, es dir bekennen müsse," antwortete Hilda bewegt.

Agrippina, der es Freude zu machen schien, ihre Sklavin zu examiniren, fragte nach dieser Antwort wieder: „Was hat Er denn gelitten?"

„Anicetus sagt, Er starb am Kreuz für unsere Sünden, weil wir die Gebote Gottes übertreten

hatten und darum nicht in den Himmel, in die goldene Stadt hätten gehen können," antwortete Hilda.

„Nun, wenn Er am Kreuz gestorben ist, war Er ja selbst ein Sklave," erwiderte die stolze Römerin verächtlich; Hilda aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern entgegnete muthig: „Nein, Er ist dennoch Gottes Sohn, Anicetus hat es gesagt."

„Ich sehe, du weißt Alles von Anicetus, gehe also, Hilda, und hole mir den alten Mann. Ehe ich meine Freundin Julia besuche, kann er mir dann noch mehr Aufklärung über diese sonderbaren Geschichten geben," befahl die Herrin.

Hilda wußte nicht, ob sie sich über diesen Auftrag freuen solle oder nicht; fast fürchtete sie aus den bedeutungsvollen Blicken, welche die Sklavinnen sich zugeworfen hatten, daß sie sammt Anicetus der Zorn der Gebieterin treffen werde. Als nun noch dazu bei ihrer Bestellung der Alte sehr erschrak, fürchtete sie das Schlimmste.

„Ich soll der Herrin Agrippina die Botschaft des Evangeliums verkündigen?" sagte der Alte betroffen. „Nein, ich bin kein würdiger Bote. Ich kann nicht, wie unser großer Apostel Pau=

lus ihr den Reichthum der Gnade Gottes verkündigen."

„Aber du kannst ihr ja sagen, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen," sagte Hilda ermuthigend; „wer weiß, dann geht sie am Ende auch zu dem Gefangenen selbst."

Wie der gute, alte Anicetus einerseits sich gesehnt hatte nach einer Gelegenheit, die herrliche Botschaft, welche er vernommen, zu verkündigen, so hatte er andererseits sie stets gescheut, weil er in seiner großen Demuth fürchtete, er möchte nicht würdig darüber reden können und dann Andere eher abstoßen, als sie für das Evangelium gewinnen. Diese Scheu hatte ihn stets zurück gehalten, sich gegen seine Mitsklaven auszusprechen, bis er an der kleinen Hilda eine so aufmerksame, empfängliche Zuhörerin gefunden hatte.

Jetzt von der jungen Gebieterin des Hauses aufgefordert, ihr die hohe, heilige, selige, himmlische Botschaft zu erklären, stürmte die Furcht wegen seiner Untüchtigkeit und Unwürdigkeit mit Macht auf ihn ein; langsamen Schrittes folgte er also Hilda in die Säulenhalle, in welche Agrippina ihn hatte bescheiden lassen. Die

junge Dame empfing ihn in der Nähe der Hausgötter, der Laren und Penaten.

„Was für eine neue Religion ist es, welche du Hilda, meine britische Sklavin, gelehrt hast?" mit der Frage empfing sie den Eintretenden und machte es sich dann auf den von den Sklavinnen herbeigeholten Kissen recht bequem, um in aller Ruhe und Gemüthlichkeit auf den Bericht des Sklaven zu lauschen.

Mit einem inbrünstigen, stillen Gebet, daß ihm das rechte Wort gegeben werden möchte, fing Anicetus an, von der wunderbaren Liebe Gottes zu den Menschen zu erzählen. Gespannt lauschte Agrippina, sie bemerkte nicht, weder wie die Zeit vorbei eilte, noch daß die Sklavinnen immer noch ihrer Befehle gewärtig hinter ihrem Ruhebett standen und mit derselben athemlosen Spannung, wie ihre Herrin, auf die einfachen und doch so beredten Worte des Alten lauschten, als er redete von der Erschaffung und dem Sündenfall der Menschen und von der Erlösung, welche Christus Jesus für Alle erfunden hat.

„Das ist wahrlich eine merkwürdige, wunderbare Geschichte, nicht nur die Aufmerksamkeit der Sklaven, sondern auch die der Weisen und Edlen werth!" sagte Agrippina, als Anicetus schwieg.

„Die frohe Botschaft ist für Alle, edle Gebieterin," antwortete Anicetus; „und nicht nur Sklaven, sondern auch manche von den Weisen und Angesehenen lernen jetzt die Wahrheiten des Evangeliums von den Lippen des gefangenen Paulus."

„Und du sagst, daß er durch seine eigenen Landsleute gefangen nach Rom gekommen ist?" forschte Agrippina.

Der alte Sklave bejahte diese Frage, fügte aber hinzu, daß Paulus in seinem eigenen Gedinge, einer gemietheten Wohnung wohne, wo Jedermann ihn ungestört besuchen könne.

Die junge Herrin besann sich ein wenig und befahl dann dem Anicetus, sobald dort eine Versammlung sei, sie nach diesem Hause zu führen. Mit einer Handbewegung gab sie darauf dem alten Sklaven das Zeichen, daß er entlassen sei, bestellte dann unverzüglich die Sänfte und befahl Hilda sich bereit zu halten, damit sie sogleich sie, die Herrin, auf einem Besuch begleiten könne. Noch war keine halbe Stunde verflossen, als Agrippina sich bei ihrer vertrautesten Freundin Julia befand. Hilda war auf Agrippina's ausdrückliches Geheiß mit in's Haus gegangen und wartete am Eingange des Gemaches, in welchem

sich die beiden jungen Damen befanden, beschei= den auf den Ruf ihrer Herrin. Agrippina war zu der Freundin gekommen, um ihr das, was sie gehört, mitzutheilen; weil aber die große, neue Botschaft ihr noch zu neu und fremd war, sollte Hilda aushelfen, wenn sie, die Herrin, etwa mit ihrem Bericht in's Stocken gerathen möchte.

„Ich habe diesen Morgen etwas gehört, das der Rede werth ist, Julia," fing Agrippina an, „etwas wirklich Neues, das die Einförmigkeit unsers traurigen, elenden Lebens umgestalten wird."

„Hältst du denn das Leben für so elend?" fragte Julia.

„Gewiß ist es das. Ich bin des Lebens müde und wenn ich nur wüßte, was nach dem Tode kommt, möchte ich manchmal den Tod herbei= wünschen," antwortete die jugendliche, reiche Rö= merin mit einem tiefen Seufzer.

„Ah, was nach dem Tode folgen wird, weiß Niemand," erwiderte Julia. „Es ist ein Sprung in's Dunkle; kein Mensch kann wissen, was jen= seits des Schattenreiches unser wartet."

„Doch, meine Julia," antwortete die Freun= din; „man hat endlich ein Licht entdeckt, das

diese Nacht durchdringt. Gerade diesen Morgen hat unser alter Sklave Anicetus mir von einem wunderbaren Boten erzählt, der gesandt ist von dem größesten aller Götter, um den Willen dieses Gottes zu verkündigen und die Menschen zu lehren, diesen Gott lieb zu haben und Ihm zu dienen. Dieser Bote ist jetzt in Rom."

„Wäre es nur wahr, ja dann wäre es wirklich etwas Neues für Rom," antwortete Julia; „aber, meine Agrippina, das ist unmöglich. Seit Jahrhunderten haben unsere Weisen vergeblich versucht, diese Finsterniß zu durchbrechen, um uns einige Gewißheit über das Schattenreich zu verschaffen, ob wir dort weiter leben oder vergehen wie das Vieh."

Agrippina theilte hierauf der Freundin mit, der Bote verkündige eine Botschaft, die über das Alles klare Auskunft gebe, und bat sie dann, nächstens mit ihr den merkwürdigen Mann predigen zu hören.

Julia zögerte mit der Antwort. „Hast du deiner Mutter davon gesagt?" fragte sie endlich.

„Wozu das?" antwortete die Freundin. „Die Mutter hat sich so dem Schmerz über den Verlust unserer armen, kleinen Claudia hingegeben, daß sie an nichts Anderes denken kann."

„Hast du denn vor, auch deine Sklavinnen mitzunehmen?“ fragte Julia ferner, als es ihr auffiel, daß die Freundin nur in Begleitung der kleinen Britin gekommen war.

„Ja, nicht nur Hilda und Felicita, sondern auch Anicetus sollen mich begleiten. Uebrigens, wenn du es wünschest, will ich wohl hundert mitnehmen, meine Julia, wenn nur du mir versprechen willst, auch mitzugehen.“ Als Agrippina so sprach, konnte Julia nicht länger unentschieden bleiben; unter der Bedingung, daß die Freundin ihr erst noch mehr von allem Gehörten erzähle, erklärte sie sich bereit.

Agrippina stattete nun von Allem einen getreuen Bericht ab, schämte sich auch nicht, Hilda zu fragen, wo etwas von Anicetus' Worten ihrem Gedächtniß entschwunden war, vergaß auch nicht zu erzählen, daß die unerhörte Ehrlichkeit ihrer kleinen Sklavin die Veranlassung zu ihrem näheren Forschen gewesen sei. Als eine Stunde schnell unter ernsten Gesprächen, wie sonst nie die Freundinnen sie geführt, vergangen war, schieden sie mit der Verabredung, am folgenden Tage den merkwürdigen Boten zu hören.

Fünftes Kapitel.

Der Weg zum goldenen Zeitalter.

Wenn Agrippina vielleicht gedacht haben mochte, dem gefangenen Lehrer Paulus widerführe durch ihren und ihrer Freundin Julia Besuch eine besondere Ehre und Auszeichnung, so hatte sie sich sehr geirrt. Zu ihrer Ueberraschung fand sie an der Thür seiner Wohnung auch andere Sänften, eben so elegant, wie die ihrer Freundin Julia und ihre eigne, und als sie die Säulenhalle betrat, überzeugte sie sich bald, daß sie und Julia nicht die einzigen Patrizierdamen in dieser Versammlung seien. Daß man sie dort mit besonderer Rücksicht und Ehrerbietung empfangen, daß man sich ihres hohen Standes und des zwischen ihr und den Sklaven bestehenden großen äußern Unterschiedes erinnern und sie demgemäß mit gebührender Auszeichnung behandeln werde, war ihrer Meinung nach ja

Selbstverstand; — — aber, aber, wie hatte sie sich geirrt! Die stolze Römerin traute kaum ihren eignen Augen, als sie gewahrte, daß hohen Standespersonen, Ihresgleichen, keineswegs besondere Ehrenplätze eingeräumt waren, sondern daß Vornehme und Geringe, Freie und Sklaven, zwischen einander ihren Platz hatten.

Die Halle war fast gefüllt, als die beiden Damen mit ihrem Gefolge hereintraten, es wurde aber ihnen sowohl als den Sklaven eine einfache rohe Bank als Sitzplatz angewiesen. Felicita wagte es indessen nicht, sich zu setzen; Herrin und Sklavin zusammen auf einer Bank — nein, das ging nicht. Auch Anicetus fühlte sich unbehaglich und wußte nicht, was zu thun, Hilda aber schmiegte sich dicht an ihn und sah ihn mit ihren großen, ausdrucksvollen Augen befremdet an. Hatte doch neulich der alte Freund ihr gesagt, im Hause Gottes seien alle Menschen frei und gleich. Die Anwesenheit der stolzen Herrin schien indessen heute Alles zu ändern.

Hilda schien sich das gar nicht recht reimen zu können, bis Anicetus ihr leise zuflüsterte: „Hilda, wir wollen heute stehen; als Begleiter unserer Gebieterin ist es unsre Pflicht, ihr alle ihr gebührende Ehre zu erweisen," und obgleich er als

Glied der Gemeinde seinen gewöhnlichen Sitz hätte einnehmen können, blieb er heute mit Felicita und den übrigen Mitsklaven hinter der Herrin stehen.

Alle Aeußerlichkeiten waren indessen bald vergessen, als der Gefangene mit dem Soldaten, an welchen er gefesselt war, erschien und mit einem inbrünstigen Gebet den Gottesdienst anfing. Er betete für die, welche schon durch den Herrn Jesum Christum Gott als ihren Gott und Vater erkannt hatten, um mehr Liebe, um völliges, kindliches Vertrauen, um mehr Erkenntniß und Erfahrung von dem Reichthum Seiner Gnade, er gedachte aber in seinem Gebet auch derer, welche ihren Gott und Heiland noch nicht kannten, nicht einmal Seinen Namen, und dennoch, ohne daß sie es wüßten, Ihn fürchten, daß auch diese Ihn finden und Ihn als ihren Herrn und Gott lieben und Ihm vertrauen möchten. Er flehte, daß Jesus Christus ihnen geoffenbart werden möchte als der große Erlöser von Sünde und Ungerechtigkeit, daß auch sie gewaschen und helle gemacht werden möchten im Blute des Lammes.

Dann folgte ein Vortrag, in welchem nur Agrippina und ihre Freundin über die hinrei-

ßende Beredtsamkeit des Redners staunten, — den übrigen Zuhörern war sie ja bekannt. Aber es war nicht die außerordentliche Rednergabe, welche die beiden Freundinnen so unwiderstehlich fesselte, daß sie in athemloser Spannung auf den gewaltigen Redner lauschten, sondern vielmehr der Inhalt seiner Predigt. „Leben und unvergängliches Wesen durch das Evangelium," über diese wundervolle, früher nie gehörte Wahrheit vergaßen die beiden jungen Patrizierinnen nicht nur die schnell vorbeigehende Zeit, sondern auch ihre sonderbare Umgebung.

Als nach beendigter Predigt die Versammelten sich zum Rückweg anschickten, sagte Agrippina tiefbewegt: „Wenn doch auch meine Mutter diese Worte hören könnte, das würde sie mehr trösten, als alles Andere."

„Ja," bestätigte die Freundin; „wie nichtig, welch' ein eitler Schauplatz muß nach den gehörten Worten die Welt sein!"

Das begriff Agrippina zwar wohl auch, aber sie hatte auch noch eine andere Seite aus der Predigt aufgefaßt, daß nämlich diese Welt gleichsam unsere Schule ist, in welcher wir für die andere Welt, in welcher aller Unterschied von Rang und Stand vorbei ist, vorbereitet werden

sollen. — Draußen warteten eine ziemliche Anzahl Sänftenträger auf ihre Herrinnen. Letztere wurden fast ausnahmsweise nach dem vornehmen Stadtviertel zurückgetragen, Agrippina hingegen zog es nach einer anderen Richtung.

„Ich möchte mich nach Claudia's Begräbnißurne umsehen; da meine Mutter in den letzten Tagen nicht hat hingehen können, möchte ich gern nachsehen, ob neue Blumen darauf gebracht worden sind," sagte sie zu ihrer Freundin. Gern hätte Julia sie begleitet, da sie aber zu Hause erwartet wurde, verabschiedete sie sich mit dem Bemerken, daß sie nächstens wieder zur Predigt dieses Fremdlings zu kommen gedenke; Agrippina aber schied mit dem Vorsatze, wo möglich schon morgen mit ihrer Mutter wieder hierher zu kommen.

In tiefen Gedanken versunken, erreichte Agrippina den außerhalb der Stadtthore gelegenen Myrthen- und Olivenhain. Hier stand die Cypresse, unter deren dunkle Schatten die Begräbnißurnen gestellt waren, in welchen die Asche der Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt wurde. Noch nicht lange war es her, da hatte man die kleine Schwester Claudia auf den Holzstoß gelegt und ob auch frischgeflochtene

Blumenkränze das Grab der Verstorbenen schmückten, so gab doch die Inschrift desselben auch nicht den geringsten Hoffnungsstrahl. Die eingravirten Worte lauteten: „Claudia wurde durch den Fluch des grausamen Todes meinen Armen entrissen, jetzt giebt es im Leben keine Hoffnung mehr für ihre trauernde Mutter."

Wie Agrippina schon so manchmal gethan, las sie auch heute wieder diese Inschrift, aber statt wie gewöhnlich zu seufzen: „Der Tod ist wirklich ein entsetzlicher Fluch," sagte sie gedankenvoll zu sich selbst: „Ich möchte wissen, ob diese neue Religion meiner Mutter wohl Hoffnung bietet, ob in derselben wohl Hoffnung für Claudia und auch für mich sein mag."

Der fleckenlose, weiße Marmor wurde zwar sorgfältig abgestäubt, auch brachte Anicetus frische Blumen auf die Urne, aber Agrippina schien heute wenig Auge für das, was um sie vorging, zu haben, schien sogar zu vergessen, daß sie nicht allein an der Trauerstätte sei, denn indem Thränen über ihre blassen Wangen perlten, sagte sie halblaut: „Wenn doch meine kleine Schwester die wunderbaren Dinge gehört hätte, welche ich heute gehört habe!" Zu Hause angekommen, fiel es ihr nicht ein, Fehler an den

Sklaven zu finden und zu schelten, zu sehr war sie mit ihren Betrachtungen beschäftigt, und statt sich auf ein anderes Bad zu rüsten, suchte sie die Mutter auf, um ihr die neue, wunderbare Nachricht zu bringen, daß es jenseits des Grabes ein glücklicheres Leben gebe. Im Sklavenquartier wurde am Abend dieses Tages eben so ernste Gespräche geführt, wie in der Säulenhalle; dort wie hier drehte sich das Gespräch um die heutige gottesdienstliche Versammlung bei dem gefangenen Paulus.

„Er sprach von Freiheit und Freude, von Erlösung von der Sünde durch den Tod des Sohnes Gottes; ich muß aber wissen, was für eine Erlösung das ist," sagte einer der Sänftenträger, der die stolze Herrin zu dem Gefangenen begleitet hatte.

„Das kann Anicetus dir wohl sagen," bemerkte Bran, anscheinend ganz gleichgültig. Daß er je ausgehen und diesen großen Lehrer selbst werde hören können, dazu schien für ihn jetzt gar keine Aussicht zu sein. Immer noch fesselte ihn die ihm verhaßte, erniedrigende Küchenarbeit, die ihn täglich härter und bitterer machte. Bis jetzt hatte er sich noch nicht dazu verstehen können, den im Gefängniß gefaßten

Vorsatz, Anicetus um Belehrung zu fragen, auszuführen, — so gleichgültig war ihm die Sache aber doch nicht, daß er ohne fragen zu brauchen, nicht doch gern von derselben gehört hätte.

„Ja, Anicetus und Hilda waren es, durch welche diese Geschichten zuerst unter uns gekommen sind,“ sagte ein Anderer, der auch heimlich mehr Aufklärung wünschte. Nach einigem Berathen kamen dann die Sklaven darin überein, den alten Mitsklaven zu bitten, über den neuen Gott, der die Sklaven lieb habe, ihr Lehrer zu sein.

Der Gott, der die Sklaven lieb hat, — ja, darin bestand die Hauptanziehungskraft für diese armen, unterdrückten, niedergetretenen Menschen. Ihnen war das Evangelium wirklich frohe Botschaft, gern waren sie bereit, auf Anicetus' Worte zu lauschen, als dieser sich endlich hatte überreden lassen, sie zu unterrichten.

Bekanntlich hatte der gute Alte in übergroßer, ängstlicher Bescheidenheit nie zuvor das Herz dazu gehabt, aber nachdem nun einmal die Scheu überwunden, erzählte er frei und mit großer Freudigkeit die Geschichte von dem Leben und Sterben Jesu Christi und legte seinen Zuhörern

namentlich das an's Herz, das bloße Wissen von Allem, was der Herr für uns gethan, und das Verwundern und Gerührtsein über solche wunderbare, unerhörte Liebe genüge nicht, sondern sie müßten sich auch bestreben, Ihm gehorsam zu werden.

Als darauf einer der aufmerksamen Zuhörer fragte, was denn dieser Gott von ihnen fordere, erwiderte Anicetus nach einigem Besinnen: „Glaubet an Seine Liebe und liebet euch unter einander."

„Ist das Alles?" fragten Mehrere wie aus Einem Munde. Anicetus aber bestätigte, daß Liebe die Erfüllung des göttlichen Gesetzes ist. Er suchte seinen Mitsklaven klar zu machen, daß wenn wir Gott lieb haben, wir uns auch bestreben, Ihm zu dienen und Ihm wohlzugefallen, daß wenn wir uns unter einander lieb haben, Lügen und Stehlen und falsches Zeugniß reden immer mehr abnehme. Er sagte weiter, daß wie wir Gott unsere Sünden bekennen und Ihn um Vergebung bitten müssen, wir gleicherweise auch unsern Mitmenschen es offen gestehen sollen, wenn wir ihnen unrecht gethan haben.

Bei den letzten Worten warf Bran einen viel=

sagenden Blick auf seine Schwester. Es war ihm gar nicht recht gewesen, daß der Alte Hilda zu dem Geständniß wegen der zerbrochenen Vase überredet hatte, zu etwas, das die härteste Strafe über seine arme Hilda hätte bringen können. Anicetus entging dieser Blick nicht, eben so wenig, daß die meisten seiner andern Zuhörer ähnliche Gedanken hatten. Er ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern hielt ihnen vor, daß wir uns vor Allem durch den Herrn Jesum Christum von den Sündenketten befreien lassen müßten. Als Einer ihm etwas unzufrieden in die Rede fiel und ihm sagte, er habe gemeint, Anicetus' Religion sei für Sklaven und sein Gott liebe die Sklaven, bestätigte Anicetus, das sei auch wirklich der Fall, ja Gott habe sie so lieb, daß Er Seinen Sohn für sie in den Tod gegeben, aber nicht, um sie in ihren Sünden weiter leben zu lassen, sondern um sie von der Sünde zu erlösen.

„Das ist also die goldene Zeit, welche du uns anzubieten hast?" fragte wieder Einer.

Anicetus war nicht um eine Antwort verlegen. „Wenn nur die Sünde aus der Welt und aus den Herzen der Menschen vertrieben wäre, würde das goldene Zeitalter sogleich an-

brechen," erwiderte er, „und ehe wir der vollen Seligkeit desselben im himmlischen Reich uns freuen können, muß es hienieden in unsern Herzen angebrochen sein."

Solche Worte gefielen aber den Mitsklaven nicht; einer nach dem andern ging fort, um in Scherz und Spiel Zerstreuung zu suchen. Traurigen Herzens fand Anicetus sich bald wieder ganz allein.

Bran war zwar auch fortgegangen, aber nicht um mit seinen Kameraden das Gehörte zu vergessen, sondern vielmehr, um unbemerkt mit seiner Hilda über das, was so tief sein Herz bewegte, sich weiter zu unterhalten. „Meinst du, es würde für mich der Mühe werth sein, es mit dieser neuen Religion zu versuchen?" fragte er kleinlaut. „Glaubst du, der Herr Jesus würde mir helfen, meine Heftigkeit zu überwinden?"

„Ja, Bran, das wird Er gewiß thun," antwortete Hilda zuversichtlich, „ich habe Ihn darum gebeten und weiß, Er wird dir helfen."

Bran war jedoch keineswegs seiner Sache so gewiß, er erwiderte vielmehr zweifelnd: „Ich bin sehr schlecht, Hilda, mir muß viel mehr vergeben werden, als dir."

„Aber ich denke doch nicht mehr, als der Herr

Jesus dir vergeben kann," tröstete Hilda, wünschte dann dem Bruder, daß er doch den Boten Gottes hören könne und bat ihn, daß er doch auch anfangen möchte, zu dem Herrn Jesus zu beten und Ihm zu dienen.

Bran schaute nachdenklich in das ausdrucksvolle Gesicht der geliebten Schwester, die so bittend zu ihm aufblickte, und sagte: „Nicht wahr, Hilda, du versuchst schon, Anicetus' Gott zu dienen und in den Himmel zu kommen, von welchem er spricht?"

„Ich denke, der Himmel fängt schon an, ich bin heute so glücklich," erwiderte Hilda mit leuchtenden Augen.

„Dann will ich auch darnach trachten. Auch ich will beten und den Versuch machen," sagte Bran entschieden. Hilda wußte, daß mit dem, was er sagte, es entschiedener Ernst war; sie hatte jedoch eben so wenig, wie der Bruder selbst, eine Ahnung von der schweren Probe, welche seiner alsbald wartete. Eben als Hilda sich von ihrem niedrigen Sitz erhoben hatte und den Bruder verlassen wollte, trat plötzlich einer der Spielenden zu ihnen und fragte die Geschwister, ob sie es vielleicht mit dem neuen Glauben versuchen wollten. „Diese Religion der Liebe paßt

gerade für einen wüthenden Briten," sagte er spöttisch.

Zornesröthe bedeckte bei diesem Hohn Bran's Gesicht, er sprang auf den Spötter zu, aber nur, um im nächsten Augenblick sich wieder zu setzen. Die geballte Faust und die geschwollenen Adern auf der Stirn des Knaben zeugten indessen zur Genüge von seinem unterdrückten Zorn.

„Mein armer Bran, es ist hart," sagte Hilda sanft, „aber der Herr Jesus wird dir helfen." Auf ihr Zureden ging er dann mit ihr zu Anicetus, der mit Freuden bereit war, die Fragen zu beantworten, welche auch Bran ihm jetzt ungescheut vorlegte. Für Hilda war dieser Tag der glücklichste in ihrem ganzen bisherigen Leben.



Sechtes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Während Anicetus seinen Mitsklaven die frohe Botschaft des Heils verkündigte, theilte Agrippina der Mutter mit, was sie über die Hoffnung auf das Leben jenseits des Grabes vernommen hatte.

„Gibt es für meine kleine Claudia ein anderes, ein glückliches Leben?" fragte die ältere Dame erregt, sank aber schon im nächsten Augenblicke auf ihr Ruhebett zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Meine Mutter, es ist wahr," erwiderte Agrippina mit einer Stimme so sanft und freundlich, wie sie bei ihr sonst nicht gewöhnlich war. „Dieser Paulus, der Bote Gottes, ist kein gewöhnlicher Mann, sondern eben so gelehrt und beredt, wie Seneka; und um der Lehre willen, die er verkündigt, im Gefängniß."

„Ein Fremdling, ein Gefangener bringt solche Nachrichten nach Rom?“ rief die Dame ungläubig aus. Nein, nein, das kann nicht sein; dieser Gott hätte gewiß einen Patrizier* als Verkündiger solcher Freudenbotschaft erwählt.“

„Aber, meine Mutter, ist der Gefangene nicht in der That edel und hochherzig, wenn er, statt von dieser Himmelsnachricht zu schweigen, frei davon redet, obgleich er gerade durch seine Verkündigung sich den Haß seiner eigenen Landsleute und die Gefangenschaft zuzieht?“

Daß die Verkündigung des Evangeliums die Ursache der Gefangenschaft des angeblichen Boten Gottes sei, wollte freilich der Mutter keineswegs einleuchten; sie meinte vielmehr, die römischen Großen und Weisen würden mit Freuden einen solchen Boten empfangen und Kaiser Nero, sobald er von demselben gehört, würde ihm ohne Zweifel unverzüglich die Freiheit schenken, damit der Freigelassene den Senatoren die neue Wahrheit verkündigen könne.

„Aber unserm Kaiser ist vielleicht auch zu Ohren gekommen, daß dieser Gott ebensowohl die Armen und Sklaven liebt, wie die Reichen

*) So wurden die reichsten, angesehensten Bürger Roms genannt.

und Edlen," warf Agrippina ein, die es darauf angelegt hatte, der Mutter ein günstiges Vorurtheil abzugewinnen.

„Er sorgt für die Sklaven?" fragte die Mutter erstaunt. „Nein, Agrippina, eine so gute Nachricht ist nicht für sie."

„Es gefiel mir anfangs ebensowenig wie dir, das hören zu müssen, meine Mutter," erwiderte Agrippina, „aber der Gefangene hat schließlich doch recht. Er sagt, vor Gottes Augen gilt kein Ansehen der Person, Sklaven und Patrizier sind vor Ihm gleich, und ich habe hochgeborene, edle Damen neben Sklaven und Freigelassenen von der ärmsten Klasse sitzen sehen."

Entsetzt schlug die ältere Dame die Hände zusammen. „Was soll aus unserer Stadt werden, wenn die Sklaven Solches hören, wenn es ihnen kund wird, daß sie eben so hoch stehen, wie ihre Gebieter?" rief sie erstaunt aus.

Agrippina berichtete der Mutter, das wüßten die Sklaven schon, zugleich aber auch, daß diese neue Religion von ihnen fordre, ehrlich und gehorsam zu sein. Sie erzählte ferner der aufmerksam Lauschenden, was wir schon über Hilda und die zerbrochene Vase wissen.

Dieser Bericht erweckte nicht nur das größte

Erstaunen der älteren Dame, sondern auch der Wunsch, diese neue Lehre näher kennen zu lernen. Vorläufig ließ sie sich indessen noch von ihrer Tochter Alles mittheilen, was diese von der neuen Religion wußte. Agrippina theilte der Mutter mit, der alte Anicetus, ihr treuster Sklave, der dieselbe angenommen habe, behaupte ganz fest, daß Alles über das glückliche Land jenseit des Grabes ganz wahr sei, ferner, daß Alles, was sein Gott von uns fordere, darin bestehe, daß wir ihn lieb haben und uns unter einander lieben.

„Unsre Sklaven sollten wir lieb haben?" entgegnete die Mutter ungläubig in fast spöttischem Tone. „Und du, Agrippina, kannst das glauben, glauben an einen Gott, der sich auf die Seite der Sklaven stellt und ihnen ein ewiges, himmlisches Leben anbietet?"

„Aber diese Verheißung gilt ja auch zugleich ihren Gebietern," erwiderte Agrippina rasch; „und, meine Mutter, welcher von all' unsern Göttern könnte uns denn Aussicht auf ein Leben jenseit der Begräbnißurne geben?"

„Ach, wenn sie das nur könnten," sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer.

„Wir wissen, sie können es nicht," fuhr die

Tochter fort; „willst du, meine Mutter, deshalb nicht mit mir gehen und den Boten Dessen hören, der Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat?“ Wie hätte die eifrige Tochter sich gefreut, wenn die Mutter ohne Zögern ihr das zugesagt, weil, wenn auch die Mutter Theil an den Versammlungen des Boten Gottes nahm, sie selbst, die Tochter, dann auch desto häufiger und ungehindert es könnte. Agrippina mußte sich indessen vorläufig mit einer unentschiedenen Antwort begnügen.

Die ältere Dame dachte übrigens fast den ganzen Tag nur an den Lehrer, der sie von ihren Zweifeln und Befürchtungen über das zukünftige Leben befreien könne, und war am folgenden Morgen ohne alle Bedenken bereit, mit ihrer Agrippina den Boten Gottes zu hören.

Gefolgt von einer ansehnlichen Anzahl Sklaven, machten sich also Mutter und Tochter auf nach dem Gefängnisse. Mochte auch die ältere Dame zuerst ebenso entsetzt auf die gemischte Versammlung blicken, wie am vorherigen Tage die Tochter es gethan, — dieses unangenehme Gefühl währte nicht lange. Als der Apostel, weil eine ihrer Lieben ihnen durch den Tod entrissen war, seine Zuhörer ermahnte, nicht zu

trauern wie die, welche keine Hoffnung haben, vergaß die trauernde Mutter ihre ganze Umgebung und lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, als ob jedes Wort nur an sie gerichtet gewesen wäre.

„Sie ist nicht gestorben, nein, sie lebt noch; sie ist hinübergegangen nach der andern Welt und ist nun bei dem Herrn Jesus Christus, der sie geliebet und sich selbst für sie gegeben hat, um sie zu einer Erbin des ewigen Lebens zu machen," — das war es, was heute der Gefangene den Versammelten vorhielt, und eine Mutter, die länger als ein Jahr ohne den geringsten Hoffnungsstrahl den Verlust ihres Töchterchens betrauert hatte, lauschte, als ob es eine Botschaft von ihrem verlorenen Kinde selbst gewesen wäre.

„Meine arme, kleine Claudia, ist es möglich, daß du jetzt noch lebst?" sagte die Mutter, indem sie sich bewegt an ihre ältere Tochter wandte.

Statt zu antworten, gab Agrippina der Mutter durch Zeichen zu verstehen, daß es noch nicht Zeit zum Unterhalten sei, denn noch einmal erhob sich die Stimme des Redners zum inbrünstigen Schlußgebet.

Als seine Herrin sich zum Rückweg in die Sänfte begab, entgingen Anicetus nicht die

Thränen, welche die Wangen derselben benetzten und der alte, treue Diener betete nicht nur für sie, sondern auch für die junge Herrin, der er es schon vor dem angemerkt, daß sie mit allem Ernst gegen ihr hochmüthiges, stolzes Herz kämpfte und auf dem Wege war, eine demüthige Jüngerin ihres Heilandes zu werden.

Aber auch eines Andern vergaß der treue Anicetus nicht in seinem Gebete, Eines, der obgleich der äußere Unterschied zwischen Herrin und Sklave so groß war, in seinem Wesen sehr viel Aehnlichkeit mit Agrippina hatte. Beide, die hochgeborene und civilisirte römische Dame und der halbwilde Brite hatten das gleiche, stolze, ungezähmte, natürliche Wesen, Beiden stand kein leichter Kampf mit sich selbst bevor. Freilich auch die kleine Hilda, mit ihrem natürlich liebenswürdigen, kindlichen Wesen, erfuhr an ihrem Theile, daß der Kampf mit der Sünde und dem eigenen bösen Herzen nicht auf einmal abgethan ist. Jetzt, da sie so hoch in der Gunst der jungen Herrin stand, hatte Felicita beständig etwas an der kleinen Gehülfin auszusetzen, gab sich auch gar keine Mühe mehr, dieselbe gehörig anzuleiten. Aber nicht nur Felicita's Eifersucht hatte sie zu fühlen, sondern mußte auch manches

Unangenehme von andern neidischen Mitarbeiterinnen dulden. Oft genug wurde dadurch Hilda's Sanftmuth und Geduld auf die Probe gestellt.

So vergingen einige Monate. Eins mußte allen Hausgenossen auffallen, daß in dieser ganzen Zeit die junge Herrin kein einziges Mal eine Sklavin hatte züchtigen lassen, und daß sie überhaupt viel besser zu befriedigen war, als je zuvor. Natürlich mußte vor Allem Felicita das veränderte Wesen der Herrin bezeugen, sie that es auch, aber ferne war es von der Eifersüchtigen, diese Veränderung zum Guten dem Einfluß des Christenthums zuzuschreiben, o nein, weil durch dieses Christenthum Hilda so in die Gunst der Herrin gekommen, haßte sie dasselbe.

Auch bei dem trotzigen Bran war eine große Veränderung vorgefallen; der Köchin fiel es so auf, daß sie es Anicetus nicht verschweigen konnte. „Früher war er der unfreundlichste, trotzigste Bursche, den ich je gesehen, mehr als einmal habe ich den edlen Plautius gebeten, ihn zu verkaufen und mir statt seiner einen anderen Küchenjungen zu geben," sagte sie.

„Er hatte keine Küchenarbeit gelernt," erwiderte Anicetus begütigend; „diese nervigen,

kräftigen Glieder passen schwerlich zum Rupfen von Nachtigallen oder zum Zerreiben von Salbei.“ — „Das ist ganz richtig,“ antwortete die Köchin, „aber welche Arbeit hätte denn dem unbändigen Burschen anvertraut werden können? Als Sänftenträger z. B. würde er, sobald Jemand auf der Straße seiner Meinung nach ihm zu nahe gekommen, ohne Weiteres Sänfte und Herrin vergessen haben und dem Beleidiger nachgeeilt sein, um sich mit demselben zu schlagen, oder hätte man ihn als Portier angestellt, ich glaube, er würde sich bald sogar an dem edlen Plautius selbst vergriffen haben.“

Anicetus mußte zwar dem Urtheile der Köchin völlig beistimmen, bat sie aber auch, gelegentlich bei dem Gebieter zu erwähnen, wie sehr der junge Brite sich zu seinem Vortheile verändert habe.

Einige Tage später wurde Anicetus zu dem Gebieter beschieden und hörte von demselben, daß er, Plautius, beabsichtige, einige Sklaven zu verkaufen, Anicetus solle ihm die nennen, welche am besten entbehrt werden könnten.

Das war nun freilich für den gutmüthigen Alten keine leichte Aufgabe, namentlich zitterte er für Bran. Wußte er doch ganz gut, was

noch kurz vorher über den störrischen Burschen gesagt worden war, und wirklich — der Erste, den der Gebieter vorschlug, war der widerspenstige Brite, der so schwer zu bändigen sei.

„Das war der Fall, edler Gebieter," bemerkte Anicetus, „aber er hat sich in der letzten Zeit so gebessert, daß er bald einer deiner zuverlässigsten und werthvollsten — —"

„Desto besser," fiel Plautius dem Alten in die Rede; „gezähmt, wie er deinem Berichte nach jetzt ist, wird er mir einen desto höhern Preis einbringen. Also weiter, wer muß der Zweite sein?"

Aber noch einmal erkühnte sich der treue Anicetus, einen Versuch zu machen. „Der Brite würde zu keinem so hohen Preise verkauft werden wie mancher Andere, den wir wohl entbehren könnten," entgegnete er muthig, jedoch leider vergebens. Plautius blieb bei seinem Ausspruch. Zu Bran wurden noch neun andere Sklaven ausgesucht, Anicetus aber erhielt die Weisung, seine zehn Mitsklaven am folgenden Tage zu einem Sklavenhändler zu geleiten.

Die Nachricht von dem, was nächstens bevorstehe, war zwar schnell genug unter allen Sklaven bekannt, auch Bran hörte davon, aber in

dem Wahne, man wolle ihm einen Possen spielen, um ihn zur Heftigkeit zu reizen, lächelte er blos darüber, bis Hilda zu ihm hergestürzt kam und unter einem Thränenstrom ihm bestätigte, daß es kein Scherz sei. Er wurde leichenblaß, krampfhaft verzog sich sein Gesicht, das Huhn, welches er rupfte, entfiel seinen Händen, und Hilda's Hand ergreifend, sagte er mit dumpfer Stimme: „Das kann ich nicht etragen."

„Komm, wir wollen zu Anicetus gehen," sagte Hilda schluchzend; „er wird uns sagen, was dabei zu machen ist." Mit diesen Worten zog sie den Bruder nach der kleinen Kammer, in welcher Anicetus sich gewöhnlich aufhielt.

„Anicetus, ist es wahr, daß ich verkauft werden soll?" fragte Bran, nachdem er die vor ihm stehende gebeugte Gestalt einige Augenblicke sprachlos angestarrt hatte. Erst nachdem Bran seine Frage wiederholt hatte, antwortete der Alte mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme: „Ich hoffe nicht, mein Sohn."

Bran und Hilda begriffen zwar nicht, was den alten Freund so bewegte, sie fragten auch nicht, und er sagte weiter nichts, als sie sollten nicht traurig sein, er wolle, wo möglich, ihnen den Trennungsschmerz ersparen.

Einige Stunden später finden wir Anicetus wieder vor seinem Gebieter, diesmal, um sich den Preis für jeden einzelnen der zu verkaufenden Sklaven bestimmen zu lassen.

„Ich weiß nicht, wie die Marktpreise augenblicklich stehen, mache einen so vortheilhaften Handel für mich, wie du kannst," sagte Plautius in sorgloser Gutmüthigkeit.

Der Alte erhob den gesenkten Blick von dem marmornen Fußboden zu seinem Gebieter. „Seit vielen Jahren habe ich dir treu gedient," sagte er, „welchen Preis würdest du für mich fordern, wenn du mich verkauftest?"

„Anicetus, was fällt dir ein! Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, mein guter Bursche, d i c h zu verkaufen; was sollte ich ohne d i c h anfangen!" rief Plautius.

„Bran würde dir eben so treu dienen, wie ich es gethan habe," erwiderte Anicetus, „und wenn du statt seiner mich — —"

„Anicetus, du bist unsinnig!" unterbrach ihn der Gebieter. „Wer hätte je so etwas gehört! Was wolltest du, ein alter Mann, wohl unter fremden Leuten anfangen!"

„Es würde mir schwer werden, dich zu verlassen," erwiderte Anicetus sanft; „aber ich diene

einem andern Herrn, der sich selbst für mich dahingegeben und der geboten hat, daß wir uns unter einander lieben sollen, gleich wie Er uns geliebet hat."

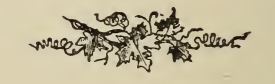
Sprachlos vor Erstaunen starrte Plautius auf seinen Sklaven, als aber gerade jetzt Agrippina in die Säulenhalle trat, wandte er sich an sie mit den Worten: „Ich fürchte, Anicetus hat den Verstand verloren, Agrippina."

Die junge Dame, statt dem Vater zu antworten, sah auf den alten Mann und fragte theilnehmend: „Was fehlt dir, Anicetus, bist du krank?"

Der Gefragte antwortete hierauf in freudigem Tone, daß er von seinem himmlischen Herrn zu dem edlen Plautius geredet habe. „Gern möchte ich den Fußtapfen meines Heilandes folgen," sagte er, „und deshalb an Brans Statt morgen auf dem Marktplatz zum Verkauf ausgeboten werden. Um mich trauert ja Niemand, es würde aber das Herz der Schwester brechen, wenn der Bruder ihr genommen würde."

„Bran soll verkauft werden?" rief Agrippina verwundert aus, sich mit diesen Worten forschend, wenn auch mit einer unausgesprochenen Bitte um Erklärung an den Vater wendend.

Diesem schien das aber gar nicht zu behagen. „Ich habe vor, einige Veränderungen im Haushalt zu machen, Agrippina," sagte er kurz, und dann sich an Anicetus wendend, eben so kurz und bestimmt: „Auf dein thörichtes Anerbieten kann ich mich natürlich nicht einlassen, laß den jungen Briten mit den Uebrigen verkaufen."



Siebentes Kapitel.

Licht in der Finsterniß.

Mit gemischten Gefühlen kehrte Anicetus nach seinem Quartier zurück. Aber mochte es ihm auch eine Erleichterung sein, daß er nicht noch in seinen alten Tagen das Haus seines gütigen Herrn vertauschen müsse mit einem andern, in welchem vielleicht schwere, ungewohnte Arbeit von ihm gefordert werden möchte, so hatte doch der Schmerz über seinen vereitelten Plan bei Weitem die Oberhand. So gern hätte er sein altes, einsames Leben für das des jungen Briten hingegeben.

Wie Bran das Fehlschlagen seiner Bemühungen beizubringen sei, das wollte dem guten Alten lange nicht klar werden. Daß er sich selbst für ihn angeboten, sollte Bran natürlich nicht wissen, es blieb also unserm Anicetus nichts Anderes übrig, als einfach zu sagen, der Gebieter müsse

Geld brauchen und deshalb alle zehn dazu bestimmten Sklaven auf den Markt schicken. Aber, aber, das Fassen dieses vernünftigen Entschlusses und das Ausführen desselben waren zwei gar verschiedene Dinge. Wie konnte er, Anicetus, das sagen, wie konnte er Zeuge des Seelenschmerzes sein, den, wie er wußte, Bran beim Gedanken an eine Trennung von der geliebten Schwester durchmachen werde!

Anicetus hatte jedoch nicht umsonst gelernt, wo Kraft auch für das Allerschwerste, zu finden ist; nicht umsonst hatte er aus dem Munde des Apostels das Wort gehört: „Sorget Nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte mit Gebet und Danksagung vor Gott kund werden." Er nahm seine Zuflucht zum Gebet, er schüttete sein bekümmertes Herz mit all' seinen Sorgen und Befürchtungen, namentlich auch für die armen Geschwister, vor dem Herrn aus. Der Betende flehte so inbrünstig, so eifrig, daß er gar nicht bemerkt hatte, daß der Vorhang, welcher den Eingang zu seinem kleinen Raume bildete, an die Seite gezogen worden, daß Hilda hereingetreten war, und mit verhaltenem Athem die Bitten anhörte, welche der Alte für sie und ihren Bruder aussprach. Was sie hörte, war

genug, sie zu überzeugen, daß Anicetus' Versuch fehlgeschlagen sei und daß sie schon nach wenigen Stunden ihres Bruders beraubt sein werde — vielleicht für immer, denn wer konnte sagen, wohin der zweite Weg vom Sklavenmarkte ihren Bran führen möchte!

Dieser Gedanke überwältigte die kleine Hilda dermaßen, daß sie ganz vergessend, wozu sie von der Herrin geschickt worden, sich laut schreiend auf die Erde warf. Erst jetzt bemerkte Anicetus, daß er nicht allein gewesen, schnell eilte er herbei, hob das tiefbetrübte Mädchen von der Erde und versuchte sie zu trösten. Aber was konnte er zur Beruhigung der Jammernden thun, wo sollte er Worte finden zur Linderung eines solchen Schmerzes! „Ich kann es nicht aushalten, ich kann mich nicht von Bran trennen! Meine Mutter ist todt, ich habe Niemand, als Bran, ich muß mit ihm gehen!" jammerte die arme Kleine, daß es auch einen Stein hätte erweichen müssen.

„Still, still, meine Kleine," sagte nach einer Weile der theilnehmende Alte; „der Herr Jesus lebt, Er wird mit dem armen Bran gehen!"

„Anicetus, wenn Er lebt, kann dann nicht Er Bran retten, kann nicht Er verhindern, daß

Bran morgen verkauft wird?" fragte Hilda plötzlich.

Der Alte wußte nicht recht, was hierauf zu sagen und antwortete erst nach einigem Besinnen: „Ja, Kleine, der Herr Jesus könnte das wohl, aber — —"

„Warum haben wir Ihn denn nicht darum gebeten, Anicetus," fragte sie wieder, ihn unterbrechend.

„Das habe ich gethan," erwiderte der Alte seufzend, „aber mein Gebet ist nicht erhört in der Weise, wie ich es gedacht hatte."

„Dann wollen wir, du und ich, noch einmal darum bitten," sagte Hilda lebhaft. „Bitte Gott, daß Er Bran auf dem Wege errette, den Er für den besten hält." Dieser kindlichen, zuversichtlichen Aufforderung konnte Anicetus nicht widerstehen; er vereinigte sich mit Hilda in inbrünstigem Flehen. Das beruhigte die Tiefbetrübte, sie trocknete ihre Thränen; jetzt fiel es ihr aber auch plötzlich ein, weshalb sie eigentlich gekommen war, um nämlich Anicetus zu ihrer Herrin Agrippina zu rufen. Erschrocken richtete sie jetzt ihre Bestellung aus und eilte dann, ohne die Antwort des Alten abzuwarten, zu ihrer Herrin zurück.

Agrippina hatte inzwischen ungeduldig auf die Botin, sammt dem gerufenen Sklaven gewartet; in großer Aufregung, mit vor Zorn glühenden Wangen, war sie in ihrem Gemache auf und ab gegangen, und die dienstthuende Sklavin schloß daraus mit Recht, daß die arme Hilda diesmal keinenfalls den Peitschenhieben entrinnen werde.

Freilich konnte die Sklavin nur die äußeren Zeichen des Zornes und der Ungeduld bemerken; sie sah nichts von dem schweren Kampf, der gerade jetzt im Innern ihrer Herrin tobte, von einem Kampf, den dieselbe immer und immer wieder durchzumachen hatte. Ein so stolzes, heftiges Wesen konnte nicht so leicht, nicht ohne langen, schweren Kampf besiegt werden. Hätte einige Monate früher Hilda sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht, es wäre ihr unverzüglich eine andere Sklavin nachgeschickt worden, nicht etwa, um sie zu holen, damit sie sich wegen ihres langen Ausbleibens verantworten oder entschuldigen könne, sondern um sie ohne Weiteres zur Bestrafung abzuführen, und daß sie nicht schon längst aus dem Munde der Herrin das Urtheil: „Zur Peitsche mit der Nachlässigen!" gehört, war der Mitsklavin der armen Hilda

ein Räthsel. — Endlich wurde der schwere Vorhang bei Seite gezogen und statt mit der ihrer Stellung gebührenden Ehrerbietung demüthig herein zu treten, stürzte Hilda athemlos und verwirrt vor ihre Herrin. Finster und streng blickte Agrippina einige Augenblicke auf ihre Sklavin und fragte in scharfem Tone: „Was ist geschehen, Hilda? Warum bist du so lange weggeblieben?"

„Ich — ich — o, Bran soll morgen verkauft werden!" rief Hilda in höchster Aufregung unter einem Thränenstrom, als abermals der Vorhang zurückgeschlagen wurde und Anicetus hereintrat.

Hilda weinte und schluchzte, als ob ihr Herz brechen wollte, nicht achtend, daß es ganz gegen alle Regel und Ordnung sei, wenn eine Sklavin in Gegenwart ihrer Herrin irgend welche persönliche Gemüthsbewegung zeige. Agrippina wußte nicht, wie ihr geschah, wie sich zu verhalten, und suchte deshalb bei Anicetus Aufschluß über den tiefen Schmerz des Kindes.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung für das arme Mädchen, meine Herrin," sagte Anicetus, „sie ist wirklich in schwerer Bedrängniß ihres Bruders wegen, der morgen verkauft werden soll."

„Der also, an dessen Statt du um dieses armen Kindes willen verkauft werden wolltest?“ erwiderte Agrippina rasch.

„Meine Tage sind bald gezählt und es kommt nicht viel darauf an, ob mein kurzes Leben ein leichtes oder ein schweres sein soll — bald werde ich meinen Heiland schauen von Angesicht zu Angesicht,“ sagte Anicetus. „Bran dagegen hat wahrscheinlich noch ein langes Leben vor sich und so gern möchte ich ihn fest gegründet in der Liebe Christi wissen, ehe er irgendwo hinkommt, wo er vielleicht nie wieder Seinen Namen hört.“

„Eben deshalb habe ich dich herrufen lassen,“ erwiderte Agrippina. „Mein Vater theilte mir mit, daß morgen zehn Sklaven verkauft werden sollen, zu diesen gehört also auch Bran?“

Anicetus bejahte nicht nur Letzteres, sondern wies auch darauf hin, welch ein großer Verlust es sei, ihn zu verkaufen. Jetzt sei Bran zwar nur noch halbgezähmt, nach und nach aber würde er ohne Zweifel ein treuer Sklave werden und der ohnedies kräftige, fleißige Bursche werde immer mehr an Werth gewinnen.

„Glaubst du, daß er der Freiheit werth ist?“ fragte Agrippina leise.

Erwartungsvoll, was die Herrin mit solcher

Frage meinen könne, stand Hilda in athemloser Spannung da. Auch Anicetus war so überrascht durch diese Frage, daß er, kaum seinen eignen Ohren trauend, antwortete: „Bran ist frei geboren und würde die Freiheit fast eben so hoch schätzen, als das Leben."

„Nun, vielleicht mag er sie eines Tages wieder erlangen," erwiderte Agrippina. „Merke, ich sage nicht, daß er es wird, das hängt vielmehr von ihm selbst ab," und gleichsam zur Erklärung dieser ihrer Worte fügte sie hinzu: „Zuerst habe ich gewähnt, das Evangelium stehe ganz auf der Seite der Sklaven, nach und nach aber habe ich gelernt, daß die Herren ebensowohl Pflichten haben, wie die Sklaven, deshalb möchte ich gern meine Liebe zu Jesu in der Unterstützung meiner Sklaven beweisen. Nimm also dieses, Anicetus, verkaufe es für mich und kaufe mir für den Erlös Bran, der dann mein eigner Sklave sein wird."

Bei diesen Worten überreichte Agrippina dem Alten einen kostbaren, mit Diamanten besetzten goldenen Halsschmuck und mit demselben zugleich eine Wachstafel, auf welcher sie mit ihrem goldenen Stylus ihm eine Vollmacht zum Verkauf desselben geschrieben hatte, damit nicht

etwa der Juwelier Anicetus verdächtige, er biete ihm Gestohlenes an.

Von Hilda war unter diesem Gespräch keine Notiz genommen, als aber eben Anicetus mit einer Verbeugung das Gemach verlassen wollte, erfaßte sie den treuen Freund beim Arm und sagte in ihrer kindlichen Weise hocherfreut: „Du hast aber vergessen, Gott zu danken, Anicetus. Haben wir Ihn nicht um Bran's Rettung gebeten? Jetzt, da Er ihn retten will, sollten wir Ihm doch auch gleich danken.“

Anicetus blickte von dem ernsten, glühenden Gesicht auf die stattliche Dame, damit ohne Worte um Entschuldigung für ihre Sklavin bittend. Es bedurfte aber bei Agrippina jetzt der Entschuldigung nicht, sondern sie sagte vielmehr: „Hilda hat ganz Recht, Anicetus; nicht mir gebührt der Dank, sondern Dem, der mir das Evangelium der Liebe hat verkündigen lassen. Komm,“ fuhr sie dann fort, „danke Ihm für uns Alle, daß Er Bran vom Sklavenmarkte und mich von der Selbstsucht erlöset hat.“

Dieser Aufforderung konnte Anicetus nicht widerstehen, mit ausgebreiteten Armen und aufgehobenen Händen, dankte er in kurzen, innigen Worten für die große Barmherzigkeit, welche

Gott ihnen durch die Sendung Seines Sohnes erzeigt und sie von der Sünde und Selbstsucht erlöst, auch dafür, daß Er sie durch Seinen Geist gelehrt habe, sich unter einander lieb zu haben, und daß durch diese Liebe Bran vor vielen Schmerzen und Versuchungen bewahrt bliebe. Er dankte inbrünstig für die erfahrene Gebetserhörung und betete, daß sie Vielen zur Glaubensstärkung und zur Vermehrung der Liebe dienen möge.

Nach beendigtem Gebet verließ Anicetus zur Verwerthung des Halsschmucks das Haus; während Hilda die junge Herrin nach der Kammer der schwer krank darnieder liegenden Hausherrin begleitete. Mochte vordem Agrippina auch vor dem Betreten eines Krankenzimmers geschaudert und sich vorgeredet haben, mit einem einmaligen Krankenbesuche täglich und dem Spenden eines reichen Opfers an den Tempel der Fortuna habe sie hinlänglich ihre Pflicht gethan — jetzt war es anders; jetzt hätte sie nicht mehr wie früher die Pflege der geliebten Mutter gänzlich den Sklavinnen überlassen können. Die Tochter saß jetzt manchmal am Bette der Mutter und las ihr aus einer Pergamentrolle Abschriften von Briefen des Apostels Paulus vor oder flü-

sterte, während sie die trockenen Lippen der geliebten Kranken mit kühlendem Schneewasser labte, derselben süße Ermuthigungs- und Trostesworte zu, die sie aus der Predigt behalten hatte. Der trostlose Ausdruck war indessen völlig von dem Gesicht der Kranken gewichen; ruhig und friedlich lag sie auch heute da und flüsterte der treuen Tochter zu: „Bald werde ich erfahren, was ewiges Leben ist, meine Agrippina, denn ich werde meinen Heiland schauen von Angesicht zu Angesicht."

„Ich hoffe, meine Mutter, du wirst uns erhalten bleiben, daß du Ihm hienieden noch dienen kannst," erwiderte die Tochter bewegt. Die Kranke war jedoch nicht ihrer Meinung, sondern erwiderte kopfschüttelnd: „Es ist besser so, wie es ist. Leben und unvergängliches Wesen, das, wonach ich mein ganzes Leben lang vergeblich gesucht hatte, ist ja an das Licht gebracht durch das Evangelium. Vielleicht würde ich zu schwach sein, den Forderungen des Evangeliums gemäß zu leben, meine Agrippina, denn ich bin, obgleich viel älter, nicht so stark wie du. Mir vielleicht würde es auf die Dauer schwerer werden, als dir, den Götzendienst aufzugeben; ich möchte am Ende wieder abfallen — darum ist

es am Besten, so wie es ist.“ — Das Leben jenseits des Grabes war oft Gegenstand der Gespräche, die zwischen Mutter und Tochter im Krankenzimmer gehalten wurden. Der Tod war der Kranken kein König des Schreckens mehr, und sie bat Agrippina, nach ihrem Abscheiden sich nicht zu sehr dem Schmerze hinzugeben. Manchmal vereinigten sich auch Beide im Gebete für Plautius, der bis jetzt nicht viel Notiz von der mit Weib und Kind vorgefallenen Veränderung genommen. Daß früher Beide gegangen waren und daß auch jetzt noch Agrippina ging, um einen neulich nach Rom gekommenen, fremden Prediger zu hören, war ihm zwar bekannt, allein er hielt diese Besuche für einen neuen Einfall Agrippina's und setzte voraus, sie würde derselben bald genug müde werden.

Plautius, sonst im Ganzen ziemlich sorglos und gleichgültig, war indessen wegen seines kranken Weibes sehr besorgt und nahm die Hülfe mehrerer Aerzte für sie in Anspruch. Den Verkauf der Sklaven hatte er sorgfältig vor der Kranken verheimlicht und auch der Tochter anbefohlen, es ihr zu verschweigen; Agrippina war deshalb sehr überrascht, als die Mutter sich

angelegentlich nach Hilda erkundigte. „Sie hat auch einen Bruder, einen unbändigen Briten, den Niemand zähmen konnte, nicht wahr?“ fragte die Kranke.

Agrippina berichtete hierauf der Mutter, was sie über Bran's Veränderung zum Bessern gehört, auch welch guten Einfluß die kleine Schwester auf ihn ausübe.

„Der arme Bursche! Er muß die Sklaverei sehr hart finden,“ sagte die Kranke mitleidsvoll und fügte nach einer Pause hinzu: „Agrippina, ich verdanke diesem kleinen britischen Sklavenmädchen sehr viel.“

„Hilda?“ rief Agrippina verwundert aus. „Doch ich verstehe dich, meine Mutter,“ fuhr sie fort. „Schon manchmal ist es mir durch den Sinn gegangen, daß ohne Hilda's offenes Geständniß wir vielleicht nie von dem großen Lehrer und der frohen Botschaft, die er verkündet, gehört haben würden. Du hast Recht, wir, sowohl ich als du, verdanken dem Mädchen sehr viel.“

„Agrippina, es ist eine Schuld, die ich in etwas vergelten möchte,“ erwiderte die Kranke sanft; „gern möchte ich dem Mädchen oder ihrem Bruder zur Freiheit verhelfen.“

„Ein schöner Gedanke, meine Mutter,“ erwiderte die Tochter freudig. „Beide sollen die Freiheit haben: ich kaufe Bran und du bezahlst den Preis für Hilda.“

Die Kranke hatte mit der Ausführung ihrer Pläne große Eile, weil sie wohl fühlte, daß ihre Lebensuhr bald abgelaufen war. Sie nahm sich deshalb vor, die Sache mit Plautius zu besprechen und hoffte dabei zugleich Gelegenheit zu finden, von ihrer Hoffnung auf ein ewiges, seliges Leben zu ihrem Gatten zu reden.



Achtes Kapitel.

Ein Vorschmack von dem goldenen Zeitalter.

Der Ertrag des verkauften Halsschmucks war zwar mehr als hinreichend, um Bran dafür zu kaufen, aber es konnte Bran nicht erspart werden, abermals auf dem Sklavenmarkt zu stehen. Freilich war es eigentlich nur zum Schein, da Anicetus schon den Rückkauf des jungen Briten um einen ansehnlichen Preis mit dem Sklavenhändler ausgemacht hatte. Bran wußte das, es war ihm auch eine große Erleichterung, trotzdem war das Gefühl, daß er gänzlich in der Macht eines Andern sei und gekauft und verkauft werden könne wie das Vieh, ihm so scharf und peinlich, daß er gebeugten Hauptes nach dem Marktplatz wanderte, nur um nachdem Anicetus den ausgemachten Preis für ihn bezahlt, sogleich mit dem alten Freund wieder zurückzukehren. Dieses Gefühl konnte Anicetus freilich nicht ganz verstehen. Als geborener Sklave waren

ihm die Freuden und Vorzüge eines freien Mannes fremd, deshalb war er eigentlich enttäuscht, daß Bran nicht mehr Freude und Dankbarkeit über die ihm widerfahrene große Güte der jungen Herrin zeigte. Bran's Stellung war von jetzt an eine ganz andere. Von der verhaßten Küchenarbeit war er gänzlich befreit; als Privateigenthum Agrippina's war er jetzt ihr Sänftenträger oder begleitete als Bedienter bei den Besuchen der Herrin deren Sänfte. Natürlich sagte dieser Dienst ihm viel besser zu, als der Küchendienst und hatte nur die eine große Unannehmlichkeit, daß er vor lauter Langeweile oft mit sich selbst verlegen war. Weil die junge Herrin immer seltener das Krankenzimmer verließ, bedurfte sie der Sänftenträger und deren Begleiter nicht oft; nur von den gottesdienstlichen Versammlungen des Apostels ließ sie sich nicht zurückhalten. Weil sie regelmäßig unter den Zuhörern des Gefangenen war, nahm auch Bran mit ihr regelmäßig Theil an den Gottesdiensten, und es währte deshalb nicht lange, da wurden Beide, er und Hilda, als Glieder der Gemeinde aufgenommen.

Hilda ihrerseits war im Sklavenquartiere der Sonnenschein in dem römischen Hause gewor=

den, wie sie es vordem in der Lehmhütte der Eltern gewesen. Wie freute sie sich all des Guten, das sie genoß! Bran war mit ihr unter einem Dache und wenn er auch zuweilen traurig und gedrückt aussah, suchte er sein Schwesterchen doch immer wieder zu überreden, daß er glücklich sei, glücklicher, als je zuvor. Agrippina war gütig und nachsichtig gegen ihre Sklaven und gerade dadurch hatten diese ihre Eifersucht gegen die britische Mitsklavin vergessen und sehnten sich, eine Religion, welche so das Herz der stolzen Herrin umgewandelt, näher kennen zu lernen. Hilda fühlte sich so glücklich in dem Sonnenschein der Liebe, den sie verbreitete und empfing, daß sie Bran manchmal versicherte, das goldene Zeitalter sei schon gekommen. In diesem Punkte stimmte freilich der Bruder nicht mit ihr überein, und wie ungern er auch ihre kindliche Freudigkeit dämpfen mochte, schüttelte er doch gewöhnlich bei solchen Aeußerungen bedenklich den Kopf und sagte einmal: „Nein, nein, Hilda, darauf müssen wir noch eine Zeitlang warten; denn sind wir nicht noch Sklaven? Unsere Herrin ist ja so gütig, aber kann sie uns nicht jeden Tag auf den Sklavenmarkt schicken?“

„Also wenn wir frei wären, würde es ganz eine goldene Zeit sein, nicht wahr, Bran?“ fragte hierauf Hilda.

Diese Frage hörte gerade der alte Freund Anicetus, und statt des jungen Freundes antwortete er: „Nein, Kleine, diese glückliche Zeit kommt nicht, ehe die Sünde überwunden ist, und — —“

„Aber, Anicetus, können wir doch nicht schon ein wenig goldene Zeit im Herzen haben, wenn wir die Sünde in uns zu überwinden suchen und Liebe üben und geliebt werden? Seit Felicita den Herrn Jesus lieb hat, schilt sie mich nicht mehr; unsere Herrin ist so gut und freundlich, daß Niemand sich vor ihr fürchtet, ja, auch Bran, obgleich er noch ein Sklave ist, ist fast glücklich — ist das Alles nicht ein wenig goldene Zeit?“ fragte Hilda.

Der Alte mußte dem fröhlichen Kinde ganz Recht geben, auch wußte er ja aus eigener Erfahrung, daß der Herr den Seinen manchmal schon hienieden einen Vorschmack des Friedens und der Seligkeit schenkt, deren Vollgenuß unser droben in Seinem Reiche wartet.

Was im vollsten, herrlichsten Sinne das goldene Zeitalter ist, sollte bald Eine aus diesem

römischen Hause erfahren. Langsam und friedlich näherte sich die kranke Hausherrin ihrem Ende und auch Plautius konnte es sich endlich nicht mehr verhehlen, daß er sich bald von seiner geliebten Gattin trennen müsse. Zuerst hatte er zwar nicht darauf hören wollen, wenn die Kranke von dem Leben und unvergänglichen Wesen zu ihm geredet hatte, das durch Jesus Christus an's Licht gebracht ist, als er aber bemerkte, mit welcher Freudigkeit sie dem entgegenging, was ihr früher das Schrecklichste gewesen, konnte er sein Herz der Wahrheit nicht verschließen, daß in diesem Evangelium eine Kraft sei, die keine seiner Götter geben könne. Schon zu verschiedenen Malen hatte er heimlich, ohne daß Weib und Kind darum wußten, die Botschaft des Heils aus dem Munde des gefangenen Boten Gottes gehört und daß er mehr, als bloßer Zuhörer gewesen, zeigte er mit der That. Wie er nämlich Anfangs, aus Furcht, dadurch Unzufriedenheit unter den übrigen Sklaven zu erregen, zur Ausführung der Pläne seiner Gattin und Tochter entschieden seine Zustimmung verweigert hatte, so stimmte er ihnen später nicht nur bei, sondern bestellte auch einen Rechtsgelehrten, um ohne Aufschub von demselben die gesetz=

lich erforderlichen Freiheitsscheine für Bran und Hilda ausfertigen zu lassen.

Es war auch die höchste Zeit; zusehends nahmen die Kräfte der Kranken ab und ehe noch die Schrift unterzeichnet war, wurde Plautius von dem Rechtsgelehrten in das Gemach seiner Gattin gerufen mit der Nachricht, daß ihr Zustand sehr bedenklich sei. Beim Anblick der Pergamentrollen in der Hand ihres Gatten, erholte sich die Sterbende indessen ein wenig und bat flüsternd die Tochter, Bran und Hilda rufen zu lassen.

Die Geschwister erschienen demgemäß in einigen Minuten, Beide zitternd vor Furcht. Als Bran gehört, ein Rechtsgelehrter sei mit Pergamentrollen bei seinem Gebieter, glaubte er, ihm stände nichts Anderes bevor, als abermals verkauft zu werden, und weil er der Schwester diese seine Befürchtungen mitgetheilt, zitterte auch diese wie Espenlaub.

Agrippina winkte indessen Beiden näher zu treten. Da sie vermuthete, die Sterbende würde den Geschwistern gern einige Worte sagen, winkte sie dieselben zu sich. Auf ihr Geheiß knieten dann Beide neben dem Sterbelager, während Agrippina der Sterbenden die Hand

zum Unterzeichnen des Pergaments führte. Nachdem die Sterbende mit Anstrengung all' ihrer Kräfte ihren Namen geschrieben, flüsterte sie, indem sie Bran das Pergament reichte, zwar matt, aber doch so deutlich, daß Alle es verstanden: „Christus hat dich frei gemacht!" Dann warf sie einen liebenden, freundlichen Blick auf Hilda, gab auch ihr ein Pergament und sagte ganz leise, aber vernehmbar: „Bleibe treu, droben sehen wir uns wieder."

Hierauf schob Agrippina die Geschwister eilig aus dem Gemach und sagte, indem sie den Vorhang aufhob: „Ihr seid Beide frei, ihr seid keine Sklaven mehr!" Im nächsten Augenblick war sie dann wieder neben der Mutter.

Bran und Hilda waren wie im Traum; als aber Bran sich etwas von seinem Erstaunen erholt hatte, rief er, das Pergament hoch emporhaltend: „Frei, frei, kein Sklave mehr! Was will das sagen, Hilda?"

Die Kleine war indessen von dem Anblick der sterbenden Gebieterin so tief erschüttert, daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnte und den Bruder bat, mit ihr zu Anicetus zu gehen.

Da der Alte Alles vorher gewußt hatte, war er natürlich nicht überrascht und antwortete nur

bewegt auf Bran's Fragen: „Du bist jetzt frei, mein Junge, frei nach Leib und Seele."

„Sagt dieses Pergament uns, daß wir nun dich und unsere edle Herrin verlassen sollen?" fragte Hilda. „Nein, dann mag ich es nicht," fuhr sie weinend fort und warf es an die Erde.

Auch Bran machte jetzt ein trauriges Gesicht; der Gedanke an eine Trennung von denen, die ihm so viel Liebe und Güte bewiesen, war ihm gar zu schmerzlich. Endlich sagte er: „Anicetus, ich wünsche nicht, meine gütige Herrin zu verlassen, jetzt erst recht möchte ich ihr dienen. Willst du ihr das sagen?"

Anicetus hatte jedoch vorläufig keine Gelegenheit zum Vortragen dieser Bitte, denn während Bran sie vorgetragen, war der Tod in das Haus eingekehrt und war von der sterbenden Christin als ein Friedensbote begrüßt worden, der sie heimführte in ihres Vaters Haus.

Es folgten jetzt einige geschäftige Tage wegen der Vorbereitungen zur Begräbnißfeier. Die reichen Römer begruben ihre Todten nicht, sondern verbrannten dieselben. Dazu mußten Spezereien bereitet werden. Da Plautius darauf bestand, daß von den üblichen Feierlichkeiten keine vergessen wurde, wurden auch Klagefrauen ge=

miethet, um der Abgeschiedenen die gebührende Ehre zu erweisen, und Agrippina hielt ununterbrochen mit Felicita und ihren übrigen Kammermädchen so lange Wache an der Leiche ihrer entschlafenen Mutter, bis dieselbe hinausgetragen wurde. Die liebende Tochter weinte zwar der Entschlafenen heiße Thränen nach, sie trauerte aber nicht wie die, welche keine Hoffnung haben.

Sobald es nach der Begräbnißfeier schicklich war, bat Anicetus um eine Unterredung mit der Herrin, um namentlich ihr mitzutheilen, wie betrübt Bran bei dem Gedanken sei, die gütige Herrin zu verlassen. Agrippina war zwar ganz gerührt über diesen Beweis treuer Anhänglichkeit, trotzdem konnte sie ihre Verwunderung über des Briten Kummer nicht verbergen. „Ich habe gemeint, es sei sein größter Wunsch, frei zu werden," sagte sie etwas befremdet.

„Dem war auch so," erwiderte Anicetus, „und niemals habe ich eine Freude, eine Dankbarkeit gesehen, wie bei diesem Knaben über seine ihm geschenkte Freiheit — und gerade seine große Dankbarkeit erweckte den Wunsch, als freier Mann dir besser und treuer zu dienen, als je der Sklave es hätte thun können."

„Aber ich möchte, daß er ganz frei wäre und einen eines freien Mannes würdigen Lebenswandel führte," erwiderte Agrippina bestimmt. „Das kann er freilich nicht," fuhr sie sinnend fort, „wenn er hier mit den Uebrigen seine Zeit vertändelt. Was Hilda betrifft, ich denke, sie ist für's Erste bei mir am besten aufgehoben."

„Du wünschest also, daß er in der Stadt Beschäftigung suche?" fragte Anicetus. Er hatte damit das Richtige getroffen; die junge Herrin meinte, er möchte weben oder graben lernen, oder irgend etwas, das ihm am meisten zusagte.

Der Gedanke, frei die ihm von Gott verliehenen Kräfte brauchen zu können, gewährte Bran eine unbeschreibliche Freude und gern war er bereit, bei einem Gärtner oder Weinbauer in Dienst zu treten; freilich unter einer Bedingung nur nahm er den Dienst an, daß er nämlich dann und wann einmal wieder der Sänftenträger Agrippina's sein dürfe, um auf diese Weise seiner gütigen Wohlthäterin seinen innigen Dank zu bezeigen.

Obgleich Bran von römischer Gärtnerei, von römischem Acker- und Weinbau wenig gesehen hatte, hatte der anstellige Brite bald gelernt, wie in Rom gepflanzt und begossen, wie gegraben

wurde und nicht lange währte es, da war er ein geschickter, tüchtiger Gärtner. Der früher so verdrießliche Küchenjunge war jetzt in seinem Element; fröhlich ging die Arbeit von Statten, er war ein gern gesehener Arbeiter, dem es an Nichts fehlte.

Aber trotzdem hatte er seine stillen Pläne für die Zukunft; trotz seiner glücklichen Tage in Rom, wanderten seine Gedanken oft nach seinem fernen Heimathslande, zu seinen Landsleuten. Er wußte, wie sie ohne den lebendigen Gott als wilde Barbaren dahinlebten, war aber auch der guten Zuversicht, daß wie das Evangelium ihn, den Unbändigen, gezähmt, es dasselbe gleichermaßen bei seinen barbarischen Landsleuten thun werde. Er, Bran, der gelernt hatte, den Herrn Jesum lieb zu haben, wollte, sobald er mit Hilda die beschwerliche Reise machen könne, auch seinen armen Landsleuten das Evangelium hintragen, und war der guten Zuversicht, daß es Früchte tragen werde.

Als er später Hilda mit seinen Plänen bekannt machte, freute die Schwester sich zwar, nur der Gedanke an die Trennung von ihrer gütigen Herrin war ein bitterer Wermuthstropfen in dem Freudenbecher. Ein Gutes war indessen

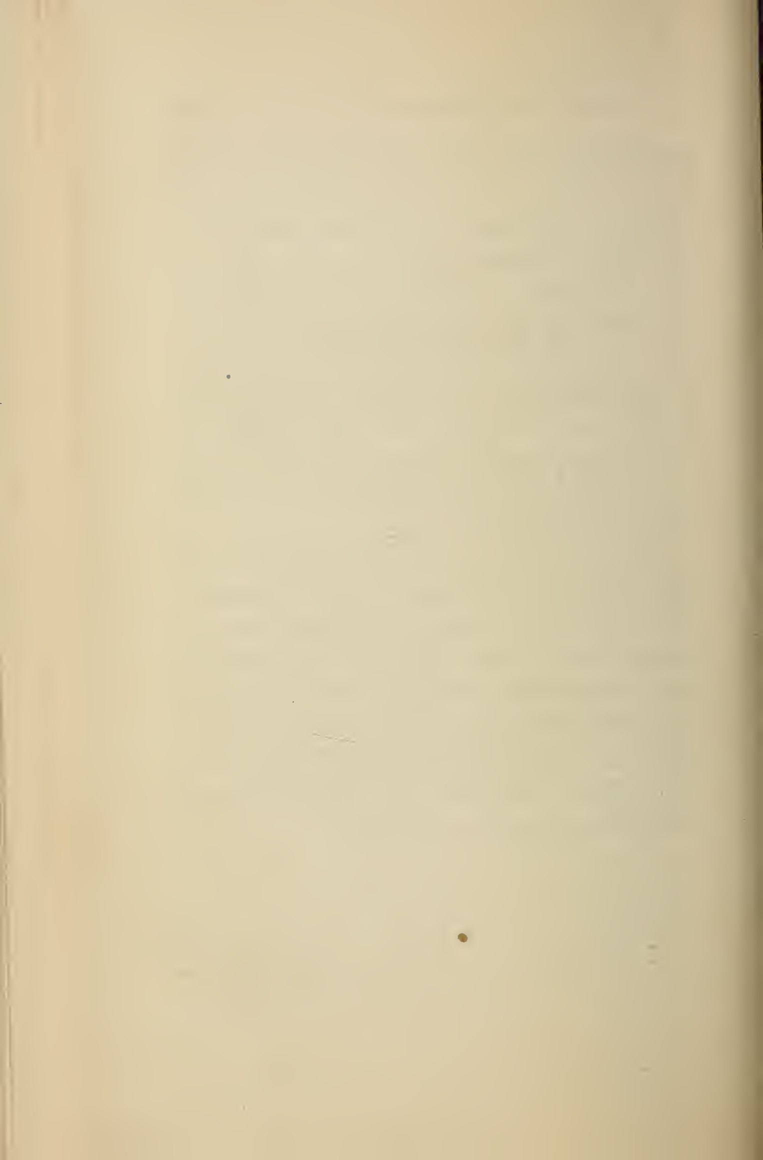
dabei, daß nämlich erst nach einigen Jahren die Trennung bevorstand.

Doch wie hatte die kleine Hilda sich verrechnet! Agrippina lernte in den Versammlungen bei dem gefangenen Paulus die britische Prinzessin Claudia kennen und erzählte einmal dieser, was sie Alles Hilda zu verdanken habe, theilte der neuen Freundin auch mit, welche Sehnsucht die Geschwister oft nach ihrem fernen Heimathlande hätten. Die junge Römerin dachte nicht im Entferntesten daran, welch' einen Wendepunkt diese ihre Mittheilungen in das Leben des britischen Geschwisterpaares bringen sollte.

Schon am darauffolgenden Tage wurde Bran nach dem Palast beschieden, in welchem die Prinzessin als Gast sich aufhielt, und dort mit der Frage empfangen, ob er Lust habe in Claudia's Dienst nach Britanien zurückzuziehen, nicht nur als ihr Hofgärtner, sondern zugleich auch, um seine jungen Landsleute römischen Garten- und Ackerbau zu lehren. Mit Freuden wurde dieses Anerbieten angenommen. Hilda freute sich zwar auch, ihre Freude war aber mit so großer Wehmuth vermischt über den bevorstehenden Abschied von Allen, die ihr im fremden Lande so lieb und theuer geworden, daß sie bei der uner-

warteten Aussicht ihre Thränen nicht zurück-halten konnte. Bran, wie auch jetzt bei ihm die Freude vorwiegend sein mochte, verstand ja auch diesen Schmerz, er tröstete aber sich und seine Hilda mit der Aussicht auf die Heimath, in welcher es ein Wiedersehen ohne Trennung gibt. Inzwischen wollten sie hingehen und ihren armen Landsleuten verkündigen, was der Herr Großes an ihnen gethan und ihnen sagen, daß auch für sie, die wilden Briten, der Herr Jesus in die Welt gekommen und auch sie zu einem glücklichen Volk machen wolle.

Das half. Hilda trocknete ihre Thränen und sagte fest und entschieden: „Ja, Bran, gern ziehe ich mit dir. Anicetus, das weiß ich, wird beten für unser Land, wie er für dich und mich betet, und wer weiß, am Ende kommt der Tag, daß die Briten sowohl wie die Römer unsern Herrn Jesum Christum lieb haben werden, und dann, Bran, dann wird für unsere Heimath das goldene Zeitalter anbrechen!"



II.

Imogen,

die Tochter des britischen Häuptlings.

Erstes Kapitel.

Der Gefangene.

Vor mehr als siebenzehn Jahrhunderten, in jenen alten Zeiten, als an den Stellen, wo jetzt Englands stolze Städte sich erheben, nur hier und dort eine rohe, strohbedeckte Lehmhütte sich erhob, als die jetzt mit üppigem Korn bedeckten Felder noch unbebaut, noch wüster Urwald waren, lag in einem grünen Walde des damaligen Cantium, der jetzigen Grafschaft Kent, unter einer alten Eiche ein Mädchen ausgestreckt. Sie gehörte der Rasse der alten Briten an und war auch demgemäß gekleidet. Ihre Kleidung bestand aus einem Schafpelz; Arme und Füße waren unbedeckt, ihr langes Haar fiel ungeord=

net auf ihre Schultern. Nur ihr goldenes Armband zeichnete sie vor den andern Töchtern des Landes als Tochter eines britischen Häuptlings aus. Der ihr als Kopfkissen dienende, mit einem Felle bedeckte Schild war vordem das Eigenthum eines Kriegsmannes gewesen. Die mächtige Eiche, welche die Tochter des Häuptlings sich als Ruheort gewählt, stand in der Mitte eines gelichteten Waldplatzes, neben demselben, umzäunt von einem aus Weidenruthen geflochtenen Gehege, erhob sich ein ungeheures Götzenbild, dessen lange, unheimliche Schatten durch die goldene Abendsonne auf das im Grase ruhende Mädchen fielen.

Imogen, das war der Name des Mädchens, hatte von ihrem Ruheplatze aus den Blick auf einen ganz in der Nähe sich befindenden, aufgeworfenen kleinen Erdhügel. Weder Gras noch Moos war auf demselben zu sehen. Mit gefalteten Händen das Gesicht vom Lichte gewandt, lag das Mädchen still und regungslos da. Wenn nicht dann und wann ein unterdrücktes Schluchzen die ganze zarte Gestalt erschüttert hätte, hätte man sie ohne Zweifel für schlafend gehalten. Imogen mußte viel geweint haben; der Schild ihres Vaters war naß von Thränen.

Und kein Wunder — das Waisenmädchen lag ja am Grabe ihrer geliebten Mutter. Schon in der Blüthe ihres Lebens war sie einsam und allein in der Welt. Jener schwarze Erdhügel enthielt die letzte Hoffnung ihres Lebens, denn ach, über das Grab hinaus hatte ja das Heidenmädchen keine!

Ein Rasseln in dem gefallenen Laub verkündigte das Nahen eines lebendigen Wesens und bald zeigte sich in einer Oeffnung des Waldes ein bejahrter Mann. Wenn auch die gebeugte Haltung, die grauen Locken deutlich das Greisenalter des Wanderers verriethen, so hätten die feurigen Augen, welche unter den langen Augenbrauen hervorblitzten, eher einen Jüngling als einen Greis in ihm vermuthen lassen. Keiner konnte mit so fester Hand die Saiten der Harfe rühren, Keiner konnte so sicher das Ziel des tödtlichen Pfeils treffen, wie er.

Hastig sprang Imogen auf, trocknete ihre Thränen und empfing den Druiden oder Priester mit Ehrfurcht, die aber zugleich auch mit Furcht vermischt war. Man sah auf den Priester als auf einen Heiligen und der ganze Stamm der Cantii zollte ihm große Verehrung. Auch in der strengsten Winterkälte hatte er kein Ob-

dach; kein kühlender Strom erquickte ihn in heißen Sommertagen. Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang kam kein Bissen Fleisch über seine Lippen. Die langen Nächte, so sagte man, brachte er im Gebete zu. Aber zu wem betete er? Nicht zu dem Gott der Gnade und Liebe. Und wo wohnte seine Heiligkeit? Nicht in seinem Herzen. Er wußte nicht, daß weder Fasten noch Opfer Sünden wegnehmen können, und daß, während er von Andern für einen Heiligen gehalten wurde, er in den Augen des Allmächtigen ein armer, elender Sünder sei.

„Was, du weinst noch, Tochter Sadocs?“ sagte der Priester, indem er seine Harfe an einen Zweig der Eiche hing. „Thränen werden den verdorrten Ast nicht wieder zum Blühen bringen, sie werden die davongegangenen Todten nicht wieder zurückrufen. Erhebe vielmehr deine Stimme zu einem Triumphliede! Vortimer kommt zurück, mit Erfolg gekrönt kehrt er wieder!“

„Hat er sein Gelübde erfüllt?“ fragte Imogen mit einem scheuen Blick auf das riesenhafte Götzenbild.

„Ja, er bringt ein Opfer für die Göttin, einen

Fremdling aus dem Morgenlande," war die Antwort.

„Einen in der Schlacht besiegten Krieger?" forschte das Mädchen weiter.

„Nein, der Gefangene kam weder als Krieger mit Speer und Schild, noch als Kaufmann mit Silber und Gold," erwiederte der Priester. „Er trägt nur einige Pergamentrollen auf der Brust und scheint der Priester eines unbekannten Gottes zu sein. Aber sein Gott soll ihn nicht von den unsern erretten," fügte der Druide zornig hinzu. Dann ergriff er die Harfe und entriß den Saiten wilde Melodien.

„Und wann soll das Opfer dem Feuer zum Raube gegeben werden?" fragte Imogen wieder. Ein Schauder überlief die Fragende bei diesen ihren eignen Worten.

„Nicht, bis der zunehmende Mond zum Vollmond geworden ist," antwortete der alte Priester. „Wenn die Sonne viermal auf- und untergegangen sein wird, ist der günstigste Augenblick da. Horch!" fuhr er fort, indem er sich lauschend niederbückte, „ist das das Geräusch des Windes durch die Bäume?"

„Es ist der ferne Kriegsgesang der Cantii!" rief Imogen nach kurzem Stillschweigen.

„Naht sich eine Heerde Hirsche durch den Wald?" fragte der Druide wieder.

„Nein," erwiderte das junge Mädchen, „Wagen und Reiter sind in unserer Nähe."

„Ich wußte es," murmelte der Druide; „sie bringen ihr Opfer hierher."

Nach einigen Augenblicken ließen sich am Ende der Lichtung die wilden Briten blicken. Die halbnackten Gestalten mit verwegenen, kriegslustigen Blicken, den Bogen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken, Gesicht und Brust bemalt, waren ein Entsetzen erregender Anblick. In der Mitte der wilden Krieger stand der Häuptling Vortimer in seinem Kriegswagen. An beiden Seiten dieses Wagens waren scharfe Sensen angebracht, um damit die Feinde auf dem Schlachtfelde niederzumähen. Vortimer war ein kühner, stolzer, grausamer Mann, der sich vor keinem Feinde fürchtete. Trotzdem senkte sich sein Auge vor dem des alten, grauen Priesters, dessen Seele noch weniger Erbarmen kannte, als die des Häuptlings.

Obgleich der Häuptling der Nachfolger ihres Vaters und ein naher Verwandter war, bemerkte Imogen ihn kaum. Ihre Augen waren vielmehr unablässig auf das dem Tode geweihte

Opfer, auf den an den Wagen gebundenen Gefangenen gerichtet. Mitleiden mit dem Fremdling kam zwar der jugendlichen Heidin fast wie ein Verbrechen vor und doch, als sie auf die blasse Stirn und die erschöpfte Gestalt des bejahrten Gefangenen, auf das ruhige, ergebene Antlitz des Dulders blickte, als sie die weißen Haare bemerkte und sah, wie sein ausdrucksvolles Auge gen Himmel aufschaute, konnte sie sich des innigen Mitgefühls nicht erwehren.

Als der Gefangene von rauhen Händen vom Wagen geschleppt und an einen Baum gebunden worden war, versetzte ein Brite mit seinem Bogen ihm einen derben Schlag auf die Stirn. Der Gefangene schaute ohne Zorn und Furcht auf seinen unmännlichen Peiniger, wischte dann still sich das Blut aus dem Gesicht und setzte sich dem großen Götzenbilde gegenüber auf den Torf. Hier, beständig den ihm bestimmten Todesort vor Augen, sollte er den Tag erwarten, da er als Opfer des Götzen einem grausamen Tode preisgegeben werden sollte.

Die Barden nahmen ihre Harfen, berührten sanft die Saiten und erfreuten die wilden Krie=

ger durch ihr Spiel. Nachdem die Heimkehrenden geschmaust und sich an Gesang und Musik ergötzt hatten, zerstreuten sie sich nach und nach durch den Wald. Nur der Gefangene blieb sich selbst, der Einsamkeit und der Nacht überlassen.



Zweites Kapitel.

Der mitternächtliche Besuch.

Imogen legte sich in ihrer Hütte auf ihr aus trocknen Blättern und Schilf bestehenden Lager zur Ruhe nieder. Sie schloß zwar die vom vielen Weinen müden, schmerzhaft brennenden Augen, aber der erwünschte Schlaf wollte sich nicht einstellen. Auf ihrem jugendlichen Angesichte lag ein tiefer Ernst und Schmerz. Aber heute waren es nicht Gedanken an die Mutter und an den schweren Verlust, den sie erlitten, welche den Schlaf von ihren Augen scheuchten, sondern etwas ganz Anderes füllte heute ihre Seele. Das Bild des Gefangenen konnte sie nicht los werden und als sie dessen gedachte, was demselben bevorstand, entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust.

„Und jetzt, in dieser kalten Herbstnacht, liegt er gebunden unter dem Baum," sagte Imogen

zu sich selbst; „zitternd vor Hunger und Kälte wird er den Lauf des kalten Mondes, der ihm seine noch übrigen wenigen Lebenstage zumißt, beachten. Wie sanft und heilig sah er aus! Kein zorniges Wort kam über seine Lippen! Nicht als Feind hat er unser Ufer betreten und doch soll er durch unsere Hände sein Leben verlieren."

Solche trübe Betrachtungen ließen das gefühlvolle Mädchen nicht länger auf ihrem Lager; sie erhob sich und tappte in der nächtlichen Dunkelheit nach einer Ecke der Hütte. Hier fand sie, was sie gesucht: einen irdenen Topf mit Milch nnd neben demselben einen Haufen Eicheln, die gewöhnliche Nahrung der alten Briten. Den Milchtopf in der Hand, dazu mit einer Portion Eicheln versehen, schlich Imogen leise durch die Oeffnung, welche als Thür diente, und befand sich nun draußen nnter freiem Himmel.

Das mit dickem Thau bedeckte Gras sah im Mondlichte nicht einladend, sondern vielmehr weiß und kalt aus. Der Wind heulte durch den Wald und bestreute den Pfad der nächtlichen Wandernden mit fallendem Laub und Zweigen.

Das junge Mädchen zitterte und stand eine Weile ängstlich da; kaum wagte sie es, allein

den schaurigen Waldweg anzutreten. Aber sie ging weiter, wenn auch langsam und vorsichtig, im Dickicht des finsteren Waldes vorwärts tappend. Endlich hatte sie die Lichtung erreicht und stand unmittelbar vor dem gräulichen Götzenbilde, welches die Briten als höchstes Wesen anbeteten. Imogen zitterte an allen Gliedern; sie wagte nicht vorüberzugehen und stand wie gebannt an dem unheimlichen Platz.

Aber, was ist das? Töne, wie von einem menschlichen Wesen, bringen die Nachtwinde an ihr Ohr. Imogen steht still und lauscht; sie hört Worte in ihrer eignen Sprache, nur in einem fremden Dialekt ausgesprochen. „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich," tönt es zu ihr hinüber.

„Es ist der Gefangene," sagte Imogen zu sich selbst, „aber mit wem mag er reden? Ich sehe Nichts, als die stillen Sterne und den Mond, der durch die Bäume scheint."

„Meine Hoffnung ist in Dir, o Gott. Du bist mein Gott," hörte die Lauschende wieder.

„Es muß irgend ein Wesen bei ihm sein, das ich nicht sehen kann," flüsterte die junge Britin, der bei allem Unheimlichen der finstern Nacht

das Blut fast in den Adern erstarrte. „Es muß Jemand mit ihm reden, den ich nicht hören kann; ein Wesen, das ich nicht kenne, scheint über ihn zu wachen. Trotzdem überwand das ängstliche Mädchen ihr Grauen und stand, getrieben von einem inneren Drange, plötzlich an der Seite des Gefangenen. Erschrocken schaute er auf die nächtliche Gestalt.

„Sprichst du zu den Sternen?" fragte Imogen mit leiser Stimme.

„Ich rede zu Dem, der die Sterne gemacht hat, der Sonne und den Mond scheinen läßt, zu Dem, der die Welt erschaffen und die Erde so schön geschmückt und mit lebendigen Wesen gefüllt hat. Ich rede zu dem Schöpfer und Versorger aller Dinge," antwortete der Gefangene.

„Aber hört Er dich denn?" fragte Imogen mit unterdrückter Stimme.

„Er hört immer Gebete," war die Antwort.

„Wo ist Er denn?" rief das Mädchen, ängstlich umherspähend; „ich sehe ihn nirgends."

„Die Luft ist um dich und doch kannst du sie nicht sehen. Ohne Luft würdest du nicht leben können und doch siehst du sie nicht. Aehnlich ist es mit der Allgegenwart des großen Gottes," belehrte der Gefangene die Fragende.

„Ist denn dein Gott mächtiger, als unsere Göttin?“ fragte Imogen, indem sie nach dem vor ihr stehenden Götzenbilde zeigte.

„Es gibt nur Einen Gott,“ antwortete der Fremdling feierlich; „die Götzen aber sind von Menschenhänden gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht; sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht; sie haben Nasen und riechen nicht; sie haben Hände und greifen nicht; Füße haben sie und gehen nicht und reden nicht durch ihren Hals.“ (Ps. 115, 5—7.)

„O, sprich nicht so!“ rief Imogen zitternd, voll Furcht, daß solche Worte die Rache der Duw-Jou auf sie Beide herabrufen möchte.

Der Fremdling lächelte. „Euer Götze hat keine Macht, uns ein Leid zuzufügen,“ sagte er ruhig. „Er ist aus Steinen gemacht und aus einem grünen Baum, der im Thale wuchs. Lege Feuer daran, so wird er zu einem Aschenhaufen, wirf ihn in den Strom, so wird er nach und nach verfaulen. Wie könnte ein Götze, der nicht einmal vermag, die ihn umschwirrende Fledermaus zu vertreiben und die Vöglein, welche sich furchtlos auf ihn niederlassen, zu verscheuchen, Hülfe oder Unheil bringen?“

„Kann denn dein Gott dich erretten?" forschte Imogen, indem sie zu den Füßen des Gefangenen niedersank und ihre großen, ernsten Augen zu ihm emporschlug.

„Ja, Er kann es, Er lenkt und regiert Alles im Himmel und auf Erden," erwiderte der Gefangene.

„Wird Er dich denn aus den Händen deiner Feinde befreien?" fragte das Mädchen gespannt.

„Das kann ich freilich nicht sagen," antwortete der Fremdling ruhig, „aber das weiß ich: was Er auch thun mag, Sein Wille ist der beste. Ob Er mich vom Tode errettet, damit ich noch auf Erden Ihn verherrlichen möge, oder ob Er mich bald sterben läßt — ich weiß es nicht. Soll's zum Sterben gehen, ich fürchte mich nicht, denn ich habe ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Muß ich jetzt den Tod erleiden, so bin ich desto eher bei meinem Gott. Menschen mögen meinen Leib tödten, aber die Seele können sie nicht tödten."

„Was ist die Seele?" sagte Imogen unverwandt auf den Fremdling schauend. Es war, als ob ein fernes, schwaches Licht in der Finsterniß ihres Innern zu dämmern anfing.

Der Fremdling legte der Fragenden die

Hände auf das Haupt und erwiderte: „Die Seele ist der unsichtbare edlere Theil des Menschen, durch welche er denkt, liebt, hofft und zur Erkenntniß Gottes kommt. Der Leib stirbt und wird wieder zu Staube, aber die Seele stirbt nimmer."

„Stirbt nimmer?" wiederholte Imogen träumerisch, als ob sie diesen Gedanken nicht fassen könne.

„Die Seele stirbt nie," bestätigte der Fremdling. „Wenn unsere Kinder und Kindeskinder längst im Grabe liegen, lebt die Seele noch; wenn unzählige Jahre, zahllos wie die Blätter des Waldes, wie die Mücken, die fröhlich im Sonnenschein spielen, ihren Lauf vollendet haben, lebt deine Seele noch immer. Wenn die Sonne ihren Schein verloren hat, und die Erde vergangen ist, wenn die Sterne nicht mehr am Himmel leuchten — dann noch immer lebt deine Seele."

„Aber wo?" rief Imogen erstaunt aus.

„Die, welche Gott geliebt und gedient haben, werden in unveränderter, ewiger Seligkeit leben, die aber nicht — —"

Aber Imogen ließ den Fremdling nicht ausreden. Mit zusammengeschlagenen Händen,

die thränenschweren Augen auf das nahe Grab gerichtet, rief sie erregt: „Meine Mutter, o meine Mutter! sage mir, wo, wo ist denn sie?"

„In der Hand des Richters aller Welt, der da recht richtet, mein Kind," war die Antwort. Dann fuhr er fort: „Ihr dient mit blutigen Opfern euren Götzen — wir nahen mit Vertrauen einem himmlischen Vater. Ihr seht mit Furcht und Entsetzen auf eure Götzen, wir wissen, daß unser Gott die Liebe ist."

Als der milde Schein des Mondes auf das gefangene Opfer fiel und sein flatterndes Gewand und sein emporgehobenes Antlitz beleuchteten, kam er Imogen vor wie ein Friedensbote aus einer andern Welt. Schweigend erhob sie sich von dem Grasplatze; zum ferneren Reden war ihr Herz zu voll. Ohne ein Wort zu sagen, zeigte sie auf die mitgebrachte Erfrischung und war bald im Dickicht verschwunden. Der Gefangene schaute ihr nach; es war ihm, als ob, wachend oder träumend, ein liebliches Gesicht sich zu ihm geneigt habe.

Drittes Kapitel.

Das vergiftete Wasser.

Imogen wurde am andern Morgen frühe aus ihrem Schlummer geweckt. Der Druide Urien rief sie. Da die Tochter des verstorbenen Häuptlings zum Dienste des Priesters bestimmt war, sprang die Gerufene, den Zorn des harten Herrn fürchtend, eilig von ihrem Blätterlager auf.

„Komm, Tochter Sadocs," befahl der Priester, als Imogen sich demüthig vor ihm verneigte, „lege deine Hand an die Saiten und singe ein Lied dazu. Singe mir, wie Dow=Jou auf den Gewitterwolken reitet, den Schlachtensturm lenkt und über die Erschlagenen triumphirt."

In sonderbarem Contrast zu diesem Befehl ertönten die letzten Worte des Gefangenen: „Unser Gott ist die Liebe," dem heidnischen Mädchen in's Ohr.

„Singe mir, wie sein Pfad gezeichnet ist mit

Todten, wenn der heiße Sommerwind die Pestilenz herüberträgt, wie er den feurigen Blitzstrahl in der Hand hält und Niemand seinem Wüthen entrinnen kann," fuhr der Priester fort.

Imogen legte die Hand auf die Harfe, die Saiten erzitterten unter der Berührung ihrer Finger, aber der Ton, den sie hervorbrachten, war weich und milde, wie ein Echo der Worte: „Unser Gott ist die Liebe."

Ungeduldig, ja zornig blickte der Druide auf das sanfte Mädchen. Daß die Waise bewegt war, entging ihm nicht, er verstand aber nicht die Ursache ihrer Gemüthsbewegung.

„Nun, noch immer trauerst und klagst du?" rief er unwillig; „statt die Gegenwart vor Augen zu haben, blickst du immer wieder zurück auf das, was hinter dir liegt? Was trauerst du um das, was das gewöhnliche Loos aller Menschen ist? Wenn die Eichel reif ist, muß sie zur Erde niederfallen; wenn der Tag seinen Lauf beendet hat, muß die Sonne untergehen."

„Aber wird nicht die begrabene Eichel zu einem neuen Leben entspringen? Wird nicht die Sonne am Morgen wieder aufgehen?" murmelte Imogen.

„Ha," rief der Priester finster aus, „was

willst du mit solchen Gedanken! Suche nicht Dinge zu erforschen, die zu tief für dich sind. Ein Weib soll auf die Heerde achten und Stroh für's Dach sammeln, Feuer aus dem Stein schlagen und die Speisen bereiten — aber sie hat keinen Sinn für die Geheimnisse der Religion. Der niedere Teich im Thal kann den Berg nicht besteigen."

„Und doch spiegeln sich die Sterne in dem niedrigen Teich," sagte Imogen zu sich selbst, als der Priester sich stolz von ihr abwandte. „O, wenn die Lippen des Fremdlings wahr geredet haben," fuhr sie fort, „dann habe ich eine Seele! Ich denke, ich liebe — ach und vormals konnte ich auch hoffen," fügte sie traurig hinzu. Dann aber stieg das Blut des verstorbenen muthigen Vaters in die Wangen der Häuptlingstochter und sie sagte kühn: „Ich kann auch noch etwas wagen."

Die helle Morgensonne warf ihre freundlichen Strahlen auf die Erde, der heitere Herbsttag lud die junge Britin zum Genuß der Naturschönheiten ein. Sie ging also nach einem Lieblingsorte, einem bewaldeten Hügel, den sie seit der Krankheit der Mutter nicht wieder betreten hatte. Imogen fühlte das Bedürfniß,

nachzudenken, und welcher Ort hätte dazu passender sein können, als ein stilles Plätzlein im Walde oder auf einem Berge, wo Alles laut von dem Schöpfer redet! Es war ein herrlicher Tag; die Thautropfen glänzten in der Morgensonne wie lauter Diamanten, es war, als ob das sanfte Säuseln durch die Bäume leise Abschiedsgrüße des vergangenen Sommers bringen und den Erdbewohnern sagen wollte, wie schwer ihm das Scheiden geworden.

Imogen erstieg den Hügel und schaute nach dem Meer, das in einiger Entfernung wie eine große Silberfläche ausgebreitet lag. Zu ihren Füßen plätscherte ein Bächlein lustig über das Geröll, um dem großen Ocean zuzueilen.

Voll Entzücken schaute die Waise auf die sie umringenden Naturschönheiten. „O Fremdling," sagte sie bewegt zu sich selbst, „deine Worte müssen wahr sein! Die ganze Natur bestätigt sie. Die glänzende Sonne am blauen Himmelszelt, der murmelnde Bach, der brausende Ocean, die sich neigenden Zweige, die lachenden Blumen — Alles, Alles ruft: „Gott ist die Liebe!" Warum wurden die Bäume gepflanzt und die fröhlichen Heerden erschaffen? Ja, Gott ist die Liebe, der Fremdling hat

Recht." Diese Wahrheit schien wie ein Sonnenstrahl in die Seele des heidnischen Mädchens.

Aber das freundliche Lächeln verschwand bald wieder von Imogen's Angesicht, als sie unten im Thale die alle andern Bäume überragende Eiche erblickte, welche den Platz des Druidenkreises bezeichnete, an welchem die geliebte Mutter im Grabe schlummerte. Das junge Mädchen gedachte des an jener Eiche Gebundenen, dessen Tage gezählt, der nach nicht vielen Stunden dem schrecklichen Feuertode übergeben werden sollte. „Wenn Gott die Liebe ist," sagte sie zu sich selbst, „woher kommt es denn, daß es so viel Elend giebt in der Welt, welche Er gemacht hat? Wenn die Seele zu endloser Freude erschaffen ist, warum ist denn der Weg dahin so schmerzensvoll und dunkel? Warum gibt es überhaupt Schmerz und Leiden? Das ist ein Geheimniß zu tief für mich — aber ich will heute Abend den alten Gefangenen wieder aufsuchen und ihn fragen, warum der düstere Schatten des Todes auf dieser schönen Welt ruht."

Der Tag war indessen schon vorgerückt und Imogen begab sich an das Bächlein, um in dem reinen Wasser desselben ihren Durst zu stillen.

Nicht ohne einige Schwierigkeit, nicht ohne die Hände im Gesträuch verwundet zu haben, gelangte sie an den muntern Bach. Sie kniete am Rande des Wassers nieder und bückte sich eben, um zu trinken, als sie zu ihrem Schrecken auf dem Grund des Bächleins eine todte Schlange gewahrte, die ihr Gift mit dem schönen, klaren Wasser vermischte. Im Grunde des Bächleins war der Tod versteckt — aber unbekümmert darum tanzte und glänzte es fröhlich weiter.



Viertes Kapitel.

Wie der Tod in die Welt gekommen ist.

Mit freudiger Bewegung erblickte am späten Abend der Gefangene abermals eine schlanke Gestalt zwischen sich und dem furchtbaren Götzenbilde; mit freundlichem Gruß bewillkommnete Alpheus das britische Mädchen.

„Ich habe für dich gebetet,“ sagte er.

„Dann war es sicherlich dein Gott, der mich in der Gefahr beschützt hat,“ rief sie ehrfurchtsaus. „Aber nein, das kann nicht sein, ich kenne deinen Gott ja nicht.“

„Aber Er kennt dich,“ antwortete der Greis. „Er hat dir das Leben gegeben und von frühester Kindheit an mit mehr als Mutterliebe dich behütet und über dich gewacht. Aber welcher Gefahr bist du denn entronnen, mein Kind?“

Imogen setzte sich zu den Füßen des Gefange-

nen, erzählte ihm von der Schlange und wie sie fast von dem vergifteten Wasser getrunken hätte. Die Theilnahme des Fremdlings ermuthigte sie, ihm Alles zu erzählen. Das einsame Mädchen hatte endlich wieder Jemand gefunden, dem sie es anfühlte, daß er es gut mit ihr meine. Von Natur nachdenkend und wißbegierig, öffnete sie gern dem neuen Freunde, der weder ihre Unwissenheit verachtete, noch ihr Vertrauen mißbrauchte, das Herz.

Sie benützte also ungesäumt die Gelegenheit und fragte: „Sage mir, Fremdling, wenn es nur einen Gott gibt und wenn dieser Gott die Liebe ist, warum läßt er denn zu, daß so viele Gefahren und Schmerzen in der Welt sind?"

„Die Erde ist leider nicht mehr so, wie der Herr sie erschaffen hat," erwiderte Alpheus. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und Gott sahe an Alles, was Er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut," fuhr er fort.

„Woher ist denn die traurige Veränderung gekommen?" fragte Imogen wieder.

„Die Geschichte davon ist eine lange, traurige," sagte Alpheus. „Sie ist geschrieben in dem Buch, welches Gott selbst uns gegeben hat, und ich will versuchen, sie dir mit den Worten dieses

heiligen Buches zu erzählen: Gott, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und Er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Und Gott, der Herr, pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen und setzte den Menschen darin, den Er gemacht hatte. Und Gott, der Herr, sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei. —

Adam und Eva, unsere ersten Voreltern, wurden gut, heilig und glücklich erschaffen und freuten sich in dem Herrn. Denn Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gotter schuf Er ihn. Sie kannten keine Schmerzen, mein Kind, es gab weder Schmerz noch Tod."

„Aber wie sind denn Schmerz und Tod gekommen?" fragte das aufmerksam lauschende Heidenkind.

„Gott, der Herr, gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben," fuhr der Greis fort.

„Das war kein schweres Gebot," fiel die nach-

denkende Imogen ein. „Hatten sie doch die Früchte von all den andern Bäumen.“

Alpheus fing wieder an: „Die Schlange war listiger, denn alle Thiere auf dem Felde, die Gott, der Herr, gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben, ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?“

„Konnte denn eine Schlange sprechen?“ fragte Imogen überrascht.

„Es war ein böser Geist, der Teufel, welcher sich in die Schlange versteckt hatte,“ erwiderte der Gefangene. „Der Teufel war vordem ein heiliger Engel gewesen, er hatte sich aber gegen seinen Schöpfer, den großen Gott, empört und war deshalb aus dem Himmel verstoßen. Er sah mit Neid auf Adam und Eva und gönnte es ihnen nicht, daß sie so glücklich wareu. Darum suchte er sie zum Ungehorsam zu verführen und sie eben so elend zu machen, wie er selbst geworden.“

„Was hat das Weib geantwortet? Oder ist sie nicht lieber von dem Versucher weggelaufen?“ fragte Imogen.

„Das Weib sprach zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten,

aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: 'Esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet.' Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist. Und das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, weil er klug machte, und nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Manne auch davon und er aß," fuhr Alpheus fort.

„Ach," rief Imogen erregt, „nun hatten sie das Gebot übertreten und mußten sterben!"

Alpheus begann wieder: „Und sie hörten die Stimme Gottes, des Herrn, der im Garten war, da der Tag kühle geworden war. Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes, des Herrn, unter die Bäume im Garten. Und Gott, der Herr, rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du?"

„O wie schrecklich mag ihnen diese Stimme geklungen haben," mit diesen Worten unterbrach Imogen den Erzähler. „Und hat nun Gott diese ungehorsamen Geschöpfe mit dem Tode bestraft?"

„Von diesem verhängnißvollen Augenblick an,“ erwiderte Alpheus, „begann die Herrschaft des Todes. Der um ihretwillen verfluchte Acker brachte von jetzt an Dornen und Disteln hervor. Ueber Adam und Eva und alle von ihnen abstammenden Menschen kam Krankheit und Schmerz. Alle mußten eine Beute des Todes werden.“

„Müssen denn Alle um die Sünde des Einen leiden?“ fragte das scharfsinnige Mädchen.

„Leider,“ antwortete der Greis, „ist nicht nur der Tod in die Welt gekommen, sondern wir haben auch die Sünde von unsern Voreltern geerbt. Unkraut kann nur Unkraut hervorbringen; wenn die Schlange die Quelle vergiftet hat, ist jeder Tropfen derselben mit Gift vermischt. Kein Kind Adams kann rein sein. Der Gott aber, welcher der Gott der Liebe ist, ist zugleich auch ein heiliger Gott, die Sünde ist ihm ein Greuel; der Tod aber ist der Sünde Sold.“

„Was können wir denn thun, um errettet zu werden?“ fragte Imogen ängstlich. „Bist du nur gekommen, Fremdling, um uns zu sagen, daß hier der Tod unser Sold ist und daß darnach ein noch viel größeres Elend unser wartet?

O, Fremdling, wenn du weiter Nichts zu sagen hast, dann wäre es besser gewesen, du hättest uns in der Finsterniß gelassen!"

„Aber ich habe noch eine frohe Botschaft für dich, gelobt sei Gott, es ist — —"

Hier fiel Imogen dem Greis plötzlich in die Rede. „Horch!" sagte sie erschrocken mit dumpfer Stimme und beugte sich darauf vorüber, um zu lauschen.

„Was hörst du, mein Kind?" fragte Alpheus ruhig.

„Es ist Urien, der Druide, auf seiner nächtlichen Wanderung," erwiderte das Mädchen leise, „der sich durch Fasten und Nachtwachen reinigt. Er darf mich hier nicht finden; schon vordem hat er mich wegen viel geringerer Vergehen geschlagen und — —"

„So gehe," unterbrach Alpheus sie, „gehe und der Segen Gottes möge dich geleiten!"

„O Herr," betete der Greis, als er wieder allein war, „hast Du mein Gebet erhört und dieses Eine Lamm zu Deiner Heerde geführt, dann seien mir willkommen alle Leiden; willkommen sei mir auch der bittere Todesbecher. Die Gerettete wird in der Ewigkeit meine Freude und Krone sein."

Imogen hatte sich nicht geirrt. Urien kam wirklich heran und stand bald vor seinem Opfer. Nachdem er den Gefangenen einige Augenblicke schweigend, mit finstern Blicken angestarrt hatte, bückte er sich, nahm einen scharfen Stein von der Erde und schleuderte denselben mit seinem gewaltigen Arm auf den Widerstandslosen. Armer, verblendeter Heidenpriester!



Fünftes Kapitel.

Der Häuptling und der Gefangene.

Müde kehrte Vortimer, der Häuptling, schon am Morgen von der Jagd zurück. Dem geübten Schützen war die Beute entgangen, der Wind hatte den schwirrenden Pfeil sein Ziel verfehlen lassen, der Bogen war in der Hand des Jägers zerbrochen.

„Ich will heute nicht mehr jagen," sagte der Häuptling, indem er sich ungeduldig auf die Erde warf. „Die Sonne steht noch hoch am Himmel; Urien, bringe die Harfe, damit du mir die langweiligen Stunden des Tages verjagest."

Aber der hagere Druide zog nur seine Wolfshaut dichter um sich und entgegnete: „Ich habe geschworen, nicht eher die Harfe wieder ertönen zu lassen, bis sie ihre Triumphlieder mit dem Todesschrei des Opfers vermischen kann."

„Ha, das Opfer!" rief der Häuptling aus,

„er mag heute zu unserer Belustigung beitragen. Vladamir, du sagst, daß er unsere Sprache redet. Söhne der Wälder, bringt ihn her und du, edle Verwandte," fügte er mit einem Blick auf Imogen hinzu, „dein Platz sei neben mir auf der Haide."

Das Herz des jungen Mädchens schlug fast hörbar, als, umringt von einigen wilden Cantiis, die ehrwürdige Gestalt des Fremdlings mit dem flatternden Gewande sich zeigte. Kaum konnte er aus der Stelle, jeder Schritt verursachte ihm Schmerzen. Imogen wandte sich ab, um nicht seinen milden Blicken zu begegnen. Sie schauderte bei dem Gedanken an die Mißhandlungen, denen er ausgesetzt war. O, wie gern hätte sie ihn beschützt!

„Fremdling, dessen Gesichtszüge und Kleidung so verschieden von den unsrigen sind," sagte Vortimer, „bist du Einer aus dem Geschlecht der tapferen Römer, die ihre Glieder mit Stahl überziehen und herkommen, um zu verderben und zu verwüsten? Oder ist deine Heimath unter den Galliern, welche jenseit der grünen Wellen in dem Lande wohnen, dessen weiße Klippen wir zuweilen aus der Ferne sehen können?"

„Ich bin weder Römer noch Gallier,“ erwiderte der Gefangene, „sondern bin aus einem fernen Lande gekommen, weit von der britischen Küste gelegen. Das Jahr hatte erst angefangen, als ich meine Reise hierher antrat, und doch habe ich mich nicht unnöthig aufgehalten.“

Ausrufe des Erstaunens ertönten jetzt aus dem wilden Kreise; daß die Welt so groß sei, hatte Niemand je geträumt.

„Und was hat dich zu einer so langen Reise getrieben?“ fragte Vortimer. „Ist vielleicht das Land deiner Heimath eine öde Wildniß, wo die Erde keine Frucht hervorbringt und die Sonne kein Licht?“

„In meinem Vaterlande scheint die Sonne, wie sie hier nie geschienen hat,“ erwiderte der Gefangene begeistert; „es ist ein Land, in welchem Milch und Honig fließt. Die Felder desselben sind bedeckt mit goldenem Mais, die Bäume liefern uns Ueberfluß an Obst, an süßen Feigen und saftigen Pfirsichen. Einen scharfen Winter kennt man bei uns nicht.“

„Warum hast du denn ein so gutes Land verlassen?“ rief der Häuptling mit wachsendem Erstaunen aus.

„Um denen, die in Finsterniß sitzen, eine große Freuden-Botschaft zu bringen, um ihnen zu erzählen von Dem, der den Himmel verlassen hat, um sie von Sünde und Verderben zu erlösen. Ich bin übrigens nicht allein ausgezogen. Einer deiner eignen Landsleute, Helvellyn, der sieben Jahre die Erde durchwandert hat und später der Sklave eines römischen Hauptmanns geworden war, hat mich begleitet. Die Seele des Sklaven hatte in den Tagen seiner Knechtschaft die Freiheit gefunden; während er einem irdischen Herrn diente, hatte er von einem himmlischen gehört. Als ihm endlich die Freiheit geschenkt wurde, entschloß er sich, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, um seinen Landsleuten das Evangelium des Herrn Jesu Christi zu verkündigen. Ich zog mit ihm, denn er war mir lieb wie meine eigne Seele."

„Wo ist dieser Brite denn jetzt?" fragte der Häuptling.

Der Gefangene zeigte schweigend nach dem blauen Himmel und fuhr dann mit einem tiefen Seufzer fort: „Er ist gegangen nach dem Lande, wo Alles Sonnenschein ist, wo die Müden ruhen und die Traurigen sich freuen. Er sieht jetzt Den, welchen er auf Erden so lieb hatte; er

schaut, was er einst geglaubt, genießt, was er gehofft hat. Seine Sünden sind auf ewig ausgetilgt; er steht rein vor dem Angesichte seines Gottes."

„Weshalb hast denn du deine Reise fortgesetzt?" fragte der Häuptling wieder.

„Um dieses sein Volk, die Brüder meines Freundes, zu lehren, wie sie ihm nach auch zur ewigen Herrlichkeit gelangen können," war die Antwort.

Nach diesen Worten brach der Häuptling in ein helles Gelächter aus. „Ein undankbares Geschäft!" schrie er. „Hättest du uns Gold oder Stahl und Wein gebracht, das wäre besser gewesen sowohl für dich, als für uns; aber sage mir, was ist es denn eigentlich, das du nach dem Lande der Cantii hast tragen wollen?"

„Eine Friedensbotschaft, ein Gnadenanerbieten von dem Gott, dessen Gesetze wir Alle übertreten haben," erwiderte der Greis.

„Ich verehre deinen Gott nicht, bin nicht bekannt mit den Gesetzen deines Gottes. Ich beuge mich vor Duw-Jou und den Göttern in der Luft. Ihnen habe ich Opfer gebracht, mit ihnen die Beute, welche ich von meinen besiegten Feinden heimbrachte, getheilt. Das einzige Ge-

setz, welches ich kenne, ist das des Schwertes und das Recht des Stärksten." Bei diesen Worten schwang er mit stolzen Blicken sein Schwert in der Luft, warf es dann wieder an die Erde und fuhr fort: „Rede weiter, Fremdling, und erzähle uns mehr von den Gesetzen deines Gottes. Wo wurden sie gegeben und wem? Du hast auf deinen Reisen gewiß viel Merkwürdiges gesehen und wenn du wirklich mit einer Botschaft gekommen bist, wäre es ja thöricht, dich zu tödten, ohne dich angehört zu haben."

Mit diesen Worten kreuzte Vortimer die Arme über die Brust und saß als aufmerksamer Zuhörer da. Vladimar, der junge Barde, stand, auf die Harfe gelehnt, hinter dem Häuptling, während die gierigen Wolfsaugen des Druiden unter der Kapuze weg grimmig auf den verhaßten Fremdling schielten. Imogen aber, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte, saß still und regungslos wie eine Bildsäule zwischen den rauhen Männern.

Der Gefangene faltete die Hände und betete still; dann aber erwiderte er, nicht wie ein Gefangener, der einen grausamen Tod erwartet, nicht wie einer, dessen Leben von der Willkür seiner Zuhörer abhängt, sondern mit der ruhigen

Würde eines von Gott geschickten Gesandten, der wußte, daß die Gefahr derer, zu denen er reden wollte, größer sei, als seine eigene:

„Vor Alters erwählte Gott ein Volk, befreite es aus der Knechtschaft und erlösete es von der Hand seiner Feinde,“ fing er an. „Diesem Volke offenbarte Er Seinen Willen. Er versammelte es um den Berg Sinai und gab demselben Sein heiliges Gesetz. Die Erde erbebte, der Berg Sinai rauchte, unter Blitz und Donner und dem Ton einer starken Posaune gab der Heilige Seinem Volke, den Israeliten, Seinen Willen kund. Das Gesetz oder die zehn Gebote lauten folgendermaßen:

Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Egyptenland aus dem Diensthause geführt hat.

Du sollst keine andere Götter neben mir haben.

Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Denn Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern

bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen; und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten."

„Er verspottet unsere Götter!" schrie Urien, voll Wuth aufspringend, „schlagt ihn an die Erde!"

„Beruhige dich, Priester, der Vollmond ist nahe," sagte der Häuptling, indem er dem Druiden mit einer Handbewegung bedeutete, sich wieder niederzulassen; „ich möchte das Gesetz seines Gottes bis zu Ende hören."

Der Gefangene fuhr dann fort:

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht

und das Meer und Alles, was darinnen ist, und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbathtag und heiligte ihn.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.

Du sollst nicht tödten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch Alles, was dein Nächster hat."

„Was sagst du? Höre ich recht? Sogar das so natürliche Begehren und Gelüsten verbietet dein Gott?" fragte Vortimer erstaunt.

„Ja," antwortete der Gefangene; „das Gesetz Gottes erstreckt sich auch auf die Begierden und Wünsche unseres innersten Herzens. Wer seinen Bruder haßt, ist ein Todtschläger, sagt Gott. Das ganze Gesetz ist aber zusammengefaßt in die Worte:

Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von

ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth, und: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."

„Das ist nichts für mich," rief Vortimer trotzig; „auch will ich mich nicht beugen vor einer Gottheit, die ich nicht sehen kann."

„Du wirst Ihn aber sehen, wenn Er kommt in den Wolken des Himmels, zu richten die Lebendigen und die Todten. Die Stunde kommt, wenn die, welche in den Gräbern sind, die Stimme Gottes hören werden. Er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel, und die Todten werden nach ihren Werken gerichtet werden," erwiderte der Greis.

Imogen zitterte und erblaßte bei diesen langsam und feierlich, mit großem Ernst gesprochenen Worten. Urien biß sich auf die Lippen nnd warf finstere Blicke auf den Boten Gottes; Haß und Furcht malten sich auf seinem Gesicht. Vortimer verhärtete mit stolzem Sinn das Herz, er wollte weder glauben, noch mit seinem Sündenleben brechen.

„Deine Worte mögen wahr sein oder nicht!" schrie der stolze Häuptling, „wenn der Feind zu

meinen Füßen liegt, will ich ihm den Todesstreich geben; wenn mir Gold in den Weg kommt, will ich zugreifen; wenn Freuden sich mir bieten, will ich sie genießen. Das Gesetz deines Gottes ist zu heilig für mich, und zum Denken an das dem Tode folgende Gericht ist es immer noch früh genug."

„Aber ich bitte dich, mächtiger Häuptling, so höre doch auf die herrliche Gnadenbotschaft —"

So hatte der unerschrockene Gefangene begonnen, aber der trotzige Sieger ließ ihn nicht ausreden.

„Gnade?" schrie er, „ich bezeige weder Gnade, noch erbitte ich sie von Gott oder Menschen. Verschone mich jetzt mit deinen Reden, ich habe mehr als genug davon! Vladamir," rief er dann plötzlich dem jungen Barden zu, „laß den Ton deiner Stimme diese Gedanken vertreiben, wie der Morgenwind den Nebel wegbläst. Singe uns ein Lied von den alten Zeiten, welches das Herz eines Kriegers erfreut!"

Der junge Barde gehorchte zwar, aber ernst und gedankenvoll war der Ausdruck seines Angesichts. Ob die Worte des Gefangenen eine Saite seines Herzens berührt hatten, ob

vielleicht der Gedanke an das Gericht seine Seele mit Schrecken erfüllte — Vladamir hat sich nicht darüber ausgesprochen. Aber auffallend war es, daß er von allen Liedern, welche die Cantii gerne hörten, gerade das allertraurigste aussuchte.



Sechstes Kapitel.

Das Gewitter.

Der Tag, von dessen Ereignissen wir im vorigen Kapitel gehört haben, endete mit einem heftigen Gewitter. Dunkle, schwarze Wolken sammelten sich, aber noch dunklere Nacht umhüllte Imogen's Geist. Umsonst versuchte sie die von dem Gefangenen ausgesprochenen Worte in Zweifel zu ziehen. Zu den gehörten Wahrheiten von der Gerechtigkeit und dem Gericht, bezeugte sich eine innere Stimme in ihr. Eine Religion, so heilig, mußte von Gott sein; ein Glaube, welcher einen Fremdling getrieben, sein Heim und Vaterland und Alles, was ihm lieb und theuer war, zu verlassen, um zu einem ihm unbekannten, fernen Volke zu gehen, ja, ein Glaube, der keine Mühe und Beschwerde geachtet und selbst Leiden und Tod nicht ge=

scheut, um den fernen Heiden eine Himmelsbotschaft zu bringen — ein solcher Glaube konnte kein Wahn sein.

„Aber o, wenn die Wahrheit mich gefunden hat in der Finsterniß — wo hat sie mich gelassen?“ seufzte Imogen, als sie allein in ihrer Hütte saß und auf die einbrechende Nacht wartete. „Die Wahrheit hat mich gelehrt, daß ich in Sünden geboren bin und von Sündern abstamme; sie hat mich gelehrt, daß ich Gottes Gebote übertreten und Gottes Zorn verdient habe. Ich habe mich vor andern Göttern gebeugt, ich habe gesündigt mit meinen Lippen; meine Gedanken sind unheilig gewesen. Ich habe nicht Gott über Alles geliebet, nicht meinen Nächsten, als mich selbst. Ich kann nicht bestehen vor dem Richterstuhl des Heiligen. Wenn ich jetzt, wie die ersten Menschen, die Stimme Gottes hörte, ich würde zittern vor Seiner Nähe. Und doch sprach der Bote Gottes von Hoffnung — sollte ich denn verzweifeln? Er sprach von einem Briten, der gestorben ist in Frieden, der rein vor seinem Schöpfer erscheinen konnte. War denn vielleicht der Gestorbene nicht ein Sohn Adam's und Eva's? Hatte er nie mit Gedanken, Worten und Thaten gesündigt?

Oder hatte er durch Bußübungen seine Sünde weggewaschen und durch Selbstkasteiungen seine Seele gerettet? Was hat er gethan, das ich nicht thun kann, was hat er gelitten, das ich nicht auch erdulden könnte? Alles möchte ich ja ertragen, um nur den Gedanken an einen zürnenden Gott und an ein endloses Elend los zu werden!"

So sprach Imogen zu sich selbst und harrte sehnsüchtig auf die Nacht, unter deren Schatten sie den Lehrer wieder aufsuchen wollte. Die Nacht kam, aber mit ihr kamen auch Sturm und Wetter zu einem gewaltigen Ausbruch. Aber wie auch der Sturm tobte, wie grell auch der Blitz durch die Bäume leuchtete, wie auch der Donner rollte, Imogen ließ sich nicht zurückhalten. Sie trat den gefährlichen Waldweg an, nicht beleuchtet vom sanften Mondschein, sondern grelle, unaufhörlich den schwarzen Wolkenhimmel durchzuckende Blitzstrahlen zeigten ihr den Weg. Immer finsterer wurde der Aufruhr der Elemente; die mächtigen Bäume des Waldes wurden von dem wüthenden Orkan hin- und hergeschleudert. Nie hatte Imogen ein solches Gewitter erlebt. Die Schrecken von Sinai, der Blitz und Donner, der Rauch —

Alles, was sie von der Gesetzgebung gehört, fiel ihr wieder ein. Auch daran dachte sie, daß der Lehrer gesagt, der Herr werde wiederkommen mit Macht und großer Herrlichkeit zum Gerichte. „Ist vielleicht dieses Gewitter ein Zeichen Seines nahen Kommens? Höre ich Seine Stimme in dem krachenden Donner? O Gnade! Gnade! wohin soll ich fliehen vor dem Zorn eines richtenden Gottes!" rief sie erschrocken.

Eben als die letzten Worte über Imogen's Lippen gekommen waren, schien der ganze Himmel ein Feuermeer zu sein, plötzlich folgte ein betäubender Donnerschlag und keine fünf Schritte von dem erschrockenen Mädchen stürzte eine hohe Tanne, der Stolz des Waldes, von der Wurzel bis zum höchsten Gipfel zersplittert auf die Erde. Die Erschütterung war eine so plötzliche, die Gefahr eine so augenscheinliche, daß Imogen athemlos und zitternd auf den zerschlagenen Baum zu ihren Füßen blickte. Aber wenn auch erschrocken, doch stand sie unverletzt da und ein eigenthümliches Gefühl, als ob irgend eine unsichtbare Macht sie vor dem Tode beschützt habe, überkam sie und führte sie weiter — aber wohin?

Als die junge Britin die alte Eiche erreicht

hatte, fand sie Alles ruhig und still. Der Regen hatte aufgehört, allmählig verzog sich das Gewitter, immer seltener ließ sich der grollende Donner vernehmen.

Imogen konnte in der Dunkelheit der Nacht kaum die an der Erde ausgestreckte Gestalt erkennen. Da durchzuckte wie ein Blitz die Seele des Mädchens ein Gedanke, der fast das Blut in ihren Adern erstarren ließ. Hatte der Pfeil des mächtigen Donners den Greis an die Erde geworfen? War seine Ruhe die Ruhe des Todes? Und wäre das wirklich der Fall gewesen, kaum hätte sie ihn bedauern können. War nicht dann der Gefangene frei — das ausersehene Opfer aus dem Bereich seiner Feinde?

Imogen bückte sich nieder zu dem Greis, sanft berührte sie seine kalte Hand. Da erleuchtete noch einmal ein heller Blitzstrahl die ganze Umgebung und zeigte dem zitternden Mädchen das Gesicht des Schlafenden. Ja, er schlief, trotz Wind und Wetter, sanft und friedlich wie ein Kind.

„Kann er unter solchem Wetter so schlafen," sagte Imogen leise zu sich selbst, „dann muß er sicherlich weder Tod noch Gericht fürchten. Wo hat er Zuflucht vor dem Zorn des Allerhöchsten

gefunden? O," rief sie mit lauterer Stimme, „was, was soll ich thun, daß ich selig werde?"

Dieser Ausruf weckte den Schlafenden und, kaum völlig erwacht, antwortete der Christ: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig."

„Wer ist Er, daß ich an Ihn glaube?" forschte das Mädchen.

„Der Sohn Gottes, des Höchsten, der selbst Gott ist," antwortete Alpheus ehrfurchtsvoll, nachdem er sich von seinem feuchten Lager erhoben hatte.

„O Fremdling, durch dich habe ich meine Gefahr erkannt, sage mir nun auch, wo ich Rettung finden kann," bat das Heidenmädchen. „Ich glaube, daß ich eine Seele habe, welche nie sterben kann; ich weiß, daß ich gesündigt habe und daß der heilige Gott die Sünde bestraft. Ich fühle mich wie eine Schuldige, welche Nichts zu bezahlen, wie eine Verbrecherin, welche die Strafe zu erwarten hat."

„Die Schuld *ist* bezahlt, die Strafe *ist* erduldet," antwortete der Greis tröstend.

„Für *mich*?" rief Imogen erwartungsvoll.

„Ja, mein Kind," war die Antwort, „für dich

und mich und für Alle, welche willig die angebotene, freie Gabe annehmen."

„O Fremdling, sprich, wie ist denn die Schuld bezahlt worden? wer hat die Strafe erduldet?" fragte Imogen gespannt.

„Die Schuld ist bezahlt mit Blut — mit dem Blute Jesu Christi, des Sohnes Gottes; die Strafe für die Menschen hat Jesus Christus, der Sünderheiland, erduldet," belehrte sie der Alte. „Höre jetzt, mein Kind, die wunderbare Geschichte von der Erlösung der verlorenen Welt; ich will dir erzählen von dem kündlich großen Geheimniß, welches auch die Engel gelüstet zu schauen:

Das heilige Gesetz war übertreten, die Gerechtigkeit hatte den Sünder verurtheilt. Dieses Urtheil lautet: Die Seele, die da sündigt, soll sterben. Die Barmherzigkeit Gottes trauerte über den gefallenen Menschen und Seine Weisheit erdachte einen Plan zu unserer Erlösung. Die verdiente Strafe konnte zwar nicht erlassen, sie konnte aber von einem Andern getragen werden. Gottes Gesetz mußte erfüllt werden, aber dies konnte geschehen durch einen Andern. Jesus, Gottes eingeborner Sohn, sah erbarmungsvoll vom Himmel auf

alles Weh und Leid der Menschen hernieder. Er wußte, daß ein Opfer für die Sünde erforderlich sei, und sprach: Siehe, Ich komme, Deinen Willen, mein Gott, thue Ich gern. — Also hat Gott die Welt geliebet, daß Er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

„Aber konnte denn Gott leiden und sterben?" fragte Imogen mit zitternder Stimme.

„Als Gott konnte der Ewige weder leiden noch sterben," erwiderte Alpheus, „deshalb erschien Er in menschlicher Gestalt. Gott ist geoffenbaret im Fleisch, damit Er leiden und sterben könne. Er starb, um unsere Seelen vom Tode zu erretten; Er wäscht uns rein von unseren Sünden durch Sein kostbares Blut. Es giebt keine Verdammung mehr für die, welche an Ihn glauben und Ihn lieb haben."

„O, welch' Wunder der Barmherzigkeit, welch' Wunder der Liebe!" rief Imogen erstaunt aus. „Mit welcher Freude hat wohl die Welt ihren Herrn aufgenommen! Wie haben sich wohl die Leute von nah und fern gedrängt, um Ihm ihre Huldigung darzubringen!"

„Nein," entgegnete Alpheus traurig. „Er

war in der Welt und die Welt ist durch Ihn gemacht und die Welt kannte Ihn nicht. Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. (Joh. 1, 10. 11.) Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor Ihm verbarg, darum haben wir Ihn Nichts geachtet. Fürwahr, Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten Ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber Er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet. Wir gingen Alle in der Irre, wie Schafe, ein Jeglicher sahe auf seinen Weg, aber der Herr warf unser Aller Sünde auf Ihn. Da Er gestraft und gemartert ward, that Er Seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scheerer und seinen Mund nicht aufthut." (Jes. 53, 3—7.)

Imogen schaute, stumm vor Erstaunen, auf den greisen Redner. Ein Geheimniß der Liebe,

zu tief, um es zu begreifen, hatte sie verkündigen hören. Nach einer Weile brach sie das Schweigen und rief aus: „Aber, wer durfte es nur wagen, den Sohn Gottes zu mißhandeln?“

„Die Geschöpfe Seiner Hände,“ erwiderte Alpheus, „Menschen, sündige, elende Menschen, die Ihn wegen Seiner Heiligkeit haßten, die Seine Liebe verwarfen. Sie haben ihn fälschlich angeklagt, verurtheilt, verspottet und verspieen und gegeißelt. Sie haben Seine heiligen Hände und Füße durchbohrt und ihn an ein Kreuz genagelt. Sechs lange Stunden hing er unter namenlosen Leiden am Kreuz, ehe er Seinen Geist in die Hände Seines himmlischen Vaters befahl.“

„Hatte denn der Sohn Gottes keine Macht, vom Kreuze hernieder zu steigen und die Mörder zu zerschlagen?“ fragte das Heidenkind verwundert.

„Der Herr hätte mit Einem Blick Seine Feinde vernichten können,“ sagte Alpheus. „Aber Er kam, um zu erretten, nicht um zu verderben. Er kam, um Leiden zu dulden, nicht um solche aufzulegen. Das gegen die sündige Menschheit aufgehobene Schwert der Gerechtigkeit fiel statt auf uns auf den Herrn Jesus, das willige Opfer für die Strafwürdigen. Unsere Sünden

sind die Nägel, die Ihn an's Kreuz geheftet haben. Wäre Er vom Kreuz herunter gekommen, so wäre unsere Sündenschuld noch unbezahlt, wir hätten unsere Strafe noch zu erwarten. Aber er wollte leiden und sterben und den bittern Leidenskelch trinken. Er hat am Kreuz gebetet für Seine Feinde: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Er starb und wurde in's Grab gelegt; aber das Grab konnte den Lebensfürsten nicht halten. Am dritten Tage kam Er herrlich aus dem Grabe hervor und erschien Seinen Jüngern, redete mit ihnen, tröstete sie und versicherte sie Seiner fortdauernden Liebe. Später fuhr Er vor ihren Augen gen Himmel, woher Er gekommen war. Dort lebt Er noch und vertritt die, welche Er mit Seinem Blute erkauft hat."

„O," sagte Imogen, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, „darf dann auch ich zu Seinen Erlösten gehören? Starb der Herr Jesus auch für mich? Wie kann ich meinem Heiland genug danken! Darf ich ihn wirklich mein nennen? O, Fremdling, sage mir, wie kann ich Ihm meinen Dank beweisen?"

„Ja, du darfst sagen: Mein Herr und mein

Gott! Er ist dein, du bist Sein!" erwiderte freudestrahlend der Greis. „Habe Ihn lieb, gib Ihm dein Herz und suche Ihm wohlzugefallen. Bitte Ihn um Kraft dazu, jeden Tag auf's Neue; Er hört dich und wird Sein angefangenes Werk an dir hinausführen bis an Seinen Tag!"



Siebentes Kapitel.

Das großmüthige Anerbieten.

In Gedanken versunken saß Imogen einige Augenblicke da, ohne daß Alpheus versucht hätte, das Schweigen zu stören. Er freute sich mit den Engeln Gottes über das verlorne Schaf, das sich vom guten Hirten hatte finden lassen, über eine Seele, die den Banden des Teufels entrissen worden war. Immer noch flossen Imogens Thränen reichlich vor Freude und Dank. Aber mitten in ihrer seligen Freude durchzuckte plötzlich ein entsetzlicher Gedanke ihre Brust. Zitternd legte sie die Hand auf den Arm des Greises und sagte mit erstickter Stimme: „Morgen Abend ist Vollmond!“

„Und ehe am darauffolgenden Tage die Sonne sich zum Untergange neigt, werde ich bei meinem Heilande sein,“ erwiderte Alpheus.

„Dieser Gedanke ist dem, welchem die Sünden vergeben sind, nicht schrecklich. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

„Aber du wirst mich verlassen!" rief Imogen erregt aus, „jetzt, da kaum meine Augen geöffnet sind! Wer wird mir dann erzählen von dem Heiland der Menschen? An wen soll ich mich halten, wenn der Sturm der Versuchung über mich kommt? An wen soll ich mich um Rath, um Hülfe, um Kraft wenden?"

„An den Vater der Barmherzigkeit, der dich nimmer verlassen wird, zu Ihm, der stets Gebet erhört," antwortete der Christ.

„Ich habe noch nie zu dem wahren Gott gebetet," sagte Imogen scheu; „ich fürchte mich, weiß auch nicht, wie ich Ihn anreden soll. Er ist ja im Himmel und ich bin auf Erden. O, wie dürfte ich es wagen, mein Herz zu Ihm emporzuheben!"

„Als der Herr Jesus in menschlicher Gestalt auf Erden wandelte," erwiderte Alpheus, „sprachen arme, hülfsbedürftige Sünder Ihm ihre Bitten aus und wurden erhört. In der Bibel, dem Worte Gottes, sind uns manche von diesen Gebeten aufbehalten. Auch wir können diese Worte beten. Ein Aussätziger kniete vor Jesu

nieder und sprach: 'Herr, so Du willst, kannst Du mich wohl reinigen!' 'Ich will es thun, sei gereinigt!' antwortete der Heiland und alsobald war der Aussätzige von seinem Aussatze rein. 'Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!' betete ein Anderer. 'Herr, lehre uns beten!' war die Bitte Seiner Jünger. Noch ein anderes Gebet, das Gebet des Zöllners, ist für dich und mich und jeden Menschen: 'Gott, sei mir Sünder gnädig!'"

Ein tiefer Seufzer enthob sich der Brust der Waise und sie erwiderte bedenklich: „Der Epheu kann nicht grünen, wenn ihm die Stütze entrissen ist; das Kindlein, das verlassen daliegt, muß umkommen!"

„Der Regenbogen bedarf nicht der Stütze der Erde," antwortete Alpheus, „die wilde Rose, von Gott gepflanzt, bedarf nicht der Hülfe der Menschen. Fürchte dich nicht, mein Kind. Wage es getrost, Gott zu nahen, ja, du darfst Ihm dein ganzes Herz ausschütten! Der Herr selbst hat uns auch ein Gebet gelernt," sagte er weiter.

„O, lehre mich das Gebet!" bat Imogen. Der Christ kniete dann mit ihr nieder, preßte die Hände der jungen Britin fest in die seinigen und betete langsam das Gebet des Herrn. Imo-

gen sagte es ihm Wort für Wort nach und schnell hatte es sich ihrem Gedächtnisse eingeprägt.

„Eins bedauere ich," fing Alpheus wieder an, nachdem die Betenden sich von den Knieen erhoben hatten. „Siehe hier, diese Pergamentrollen, sie dürfen nicht mit mir eine Raub der Flammen werden; aber wie leid thut es mir, daß du sie nicht lesen kannst! Du wirst diese Schrift ansehen, ohne den kostbaren Inhalt derselben zu verstehen; dir ist das geschriebene Wort ein verborgener Schatz. Und doch ist jedes Wort dieser Schrift Leben für die Seele, jedes Wort ist dictirt von dem heiligen Geist."

„Ist denn der heilige Geist auch mächtig, ist Er auch Gott?" fragte das aufgeregte Mädchen.

„Ja, Er ist Gott, Eins mit Gott dem Vater und dem Sohn. Als der Herr Jesus wußte, daß Seine Todesstunde nahe sei, daß er bald nicht mehr sichtbar bei Seinen Jüngern sein werde, verhieß Er, ihnen einen andern Tröster zu senden, den Geist der Wahrheit. Er hat Seine Verheißung erfüllt. Bald nachdem der Sohn Gottes die Erde verlassen hatte und wieder gen Himmel gefahren war, kam der heilige Geist vom Himmel hernieder, um in den Herzen

der Menschen zu wohnen und ewig bei ihnen zu bleiben."

„Wir können den heiligen Geist nicht sehen, wohl aber Sein Wirken in unserm Herzen spüren. Wie die Sonne die Frucht aus der Erde zum Vorschein kommen, sie wärmt und wachsen und reif werden läßt und die Erde kleidet mit Pracht — so füllt der heilige Geist das Herz des Menschen mit Früchten der Gerechtigkeit, mit Liebe zu Gott und Menschen, mit einer Freude, welche die Welt weder geben noch nehmen kann, mit Frieden mitten in Leiden und Schmerz. Er schenkt uns Geduld mit unsern Mitmenschen, gibt ein liebevolles, versöhnliches Herz und Sanftmuth, Freundlichkeit, Demuth. Der heilige Geist wirkt in uns den Glauben, das ist das feste Vertrauen der Seele zu ihrem Gott, Ergebenheit in Seinen Willen, himmlische Gedanken. Siehe, liebes Kind, Alles dies sind Früchte des Geistes im Herzen. Er schreibt uns den Namen des Heilandes, Er pflanzt uns die Liebe zu Jesu in's Herz. Alles von der ersten Bußthräne an, bis zum letzten Sterbegebet des Christen, ist das Werk des heiligen Geistes."

„O, möchte auch ich dieses Geistes theilhaftig werden!" seufzte Imogen.

„Das wird geschehen,“ erwiderte Alpheus ermuthigend, „wenn du darum bittest. Denn so spricht der Herr Jesus: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten. Diese Worte sind Verheißungen von dem Herrn Jesu und Er hält, was Er verspricht. Du kannst dich also fest darauf verlassen. Deshalb bitte im Glauben, ohne zu zweifeln und Alles, was du thust oder um was du betest, laß Alles in dem Namen des Herrn Jesu geschehen und danke Gott und dem Vater durch Ihn.“

Schnell eilte unter solchen Gesprächen die lange Herbstnacht dahin. Der alte Christ wurde nicht müde, der jungen suchenden Seele das Evangelium zu verkündigen. Imogen wurde nicht müde zu hören und Beide merkten nicht, wie schnell die Stunden vorbeigeflogen waren. Sie achteten weder des kalten rauhen Herbstwindes noch der Gefahren, welche sie umringten. Kein Wunder! hatten sie sich ja in die erhabensten Gedanken vertieft, mit welchen ein Sterblicher sich beschäftigen kann! Sie sprachen von

dem Sündenfall der ersten Menschen, durch welchen das ganze Menschengeschlecht angesteckt worden ist. Sie redeten von Dem, der Mensch geworden ist, damit Er sterben und die Strafe der Sünden auf sich nehmen und die Macht der Sünde zerstören könne. Sie redeten von dem heiligen Geist, der das Herz reinigt und zu einem Tempel Gottes macht. Ferner sprachen sie von dem ersten Tag des Gerichtes, an welchem der Herr die Seinen sammeln und die Gottlosen von den Frommen scheiden wird. Schon fing es an zu dämmern und noch immer lauschte und fragte das hilfsbegierige, heidnische Mädchen, ja, als schon das leuchtende Morgenroth im Osten als Herold der aufgehenden Himmelskönigin erschien, saß Imogen noch immer neben dem Gefangenen unter der mächtigen Eiche.

„Wie die Sonne den Schatten der Nacht vertreibt," fing Alpheus beim Blick auf das purpurne Morgenroth wieder an, „so erleuchtet der heilige Geist die Seele. Durch Ihn erkennen wir die unsere Seele umringenden Gefahren, wir schlafen und träumen nicht länger, sondern erwachen zur Erkenntniß und zum Thun; wir sehen Schönheiten und Herrlichkeiten vor uns, von welchen wir früher keine Ahnung hatten.

Die Erde ist schön, weil wir sie als das Arbeitsfeld ansehen, auf welchem wir in aller Demuth für unsern Herrn arbeiten dürfen. Aber noch schöner ist der Himmel, das Heim, wo selige Ruhe des Volkes Gottes unser wartet. Doch jetzt gehe, mein Kind, das helle Tageslicht könnte dein Verräther werden. Geh', vertraue dich dem Gott an, der dich nie verlassen wird. Bete: Himmlischer Vater, gib mir Deinen heiligen Geist, daß Er mich stärke und lehre, um Jesu Christi, meines Heilandes willen! Amen!"

„Nur noch um Eins laß mich fragen, o Fremdling," bat Imogen; „darf man nicht auch um *äußere* Dinge, um *Irdisches* bitten?"

„Gewiß darf man das," antwortete Alpheus, „wir dürfen um Alles bitten, um das Größte und um das Kleinste. Sage also getrost dem himmlischen Vater alle deine irdischen Wünsche und Sorgen. Eins darfst du dabei nicht vergessen, daß es nämlich bei diesen Bitten im Herzen immer heißen muß: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

„Dann will ich den Herrn bitten, daß Er dich errette," sagte Imogen eifrig und fügte schnell hinzu: „Und weshalb solltest du einem so

schrecklichen Tode nicht entfliehen? Ich kann leicht deine Bande zerschneiden, ich kann dich führen und könnte durch das Befreien Seines Dieners meine Liebe beweisen."

Aber das jugendliche Angesicht, das soeben noch muth- und hoffnungsvoll gestrahlt hatte, trübte sich plötzlich, als der Gefangene seinen rechten Fuß vorstreckte. Was ihr bisher nicht aufgefallen war, bemerkte sie jetzt, daß der Fuß anscheinend durch einen heftigen Schlag geschwollen und verwundet war.

„Der Druide verließ sich nicht allein auf die Stricke, mit welchen ich gebunden bin," sagte Alpheus sanft. „Zum Fliehen habe ich wenig Kraft, selbst wenn ganz in der Nähe ein Zufluchtsort wäre. Aber auch ein solcher ist nicht da. Das Schiff, welches mich an eure Küste gebracht hat, segelte, nachdem es mich ans Land gesetzt, weiter; Jeder, der mir begegnet, sieht mich als Feind an. Ich würde nur unnöthiger Weise dein Leben in Gefahr bringen, denn weißt du nicht, daß auf das Befreien eines dem Feuertode geweihten Opfers die Todesstrafe steht?"

„Der Herr Jesus hat Sein Leben für uns hingegeben, sollten denn auch wir nicht gerne das Leben für Ihn lassen?" warf Imogen ein.

„Ja, gewiß, wenn die Pflicht gebeut; denn die, welche Ihn verleugnen, wird Er auch verleugnen vor Seinem himmlischen Vater. Aber hier würdest du dein junges Leben umsonst aufopfern. Mir würde die Flucht keine Sicherheit verschaffen; meine Verfolger würden mich bald eingeholt haben, oder wenn es gelänge, ein Versteck zu finden, würde ich eine Beute des Hungertodes werden. Meine großmüthige Imogen, nein, ich darf dich nicht in Gefahr bringen. Mein Lauf ist bald vollendet. Nur noch ein schreckensvoller Schritt und der Sieg ist errungen. Aber deine Lebenssonne scheint jetzt, dein Tag ist angebrochen. Mögest du durch ein langes, segensreiches Leben den Herrn verherrlichen, um darnach im Glanze der ewigen Sonne mit mir zu triumphiren!"

Imogen drückte die Hand des greisen Lehrers an ihre Lippen und benetzte sie mit ihren Thränen. Schweren Herzens ging sie langsam durch den Wald ihrer Hütte zu. Alpheus sah ihr sinnend nach. „Um ihret willen, o mein Gott," fing er an zu beten, „möchte ich wohl noch um eine verlängerte Spanne Zeit bitten. In wie großer Schwachheit habe ich Dein Evangelium, das auch die Engel nicht genug preisen können,

verkündigt! Nur einen kleinen Blick in die unaussprechliche Herrlichkeit habe ich ihr gewähren können! Sie weiter in die Breite und Tiefe des Evangeliums zu führen, dazu war meine Zeit zu kurz. Sie hat Deine Wahrheit wie ein kleines Kind angenommen, in Sanftmuth, Demuth und Glauben, aber Gründe für ihren Glauben kann sie noch nicht geben; von den Beweisen für Deine Wahrheit hat sie noch nicht gehört. Die unzähligen Zeugnisse für die Wahrheit Deines heiligen Evangeliums sind ihr noch unbekannt; Dein heiliges Wort ist ihr ein versiegeltes Buch. O himmlischer Vater, laß bald die Zeit kommen, da das Licht Deines Geistes auch in das umnachtete Britenland seine Strahlen sendet, da die wilden Söhne dieses Landes ihre Götzen zu den Maulwürfen und Fledermäusen werfen und Dich im Geist und in der Wahrheit anbeten. Möge Andern die Freudenernte von unserer Thränensaat vergönnt sein! Möge diese heidnische Insel durch die Macht Deines Evangeliums gesegnet und erhöht und dann auch selbst zum Segen gesetzt werden und einst von ihr viele Boten ausgehen, welche über die ganze Erde die Botschaft des Heils bringen!"

Achtes Kapitel.

Der unerwartete Ueberfall.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Imogen erwachte. Ein verworrenes, wildes Geschrei weckte sie aus ihrem späten Schlummer; eilig sprang sie von ihrem Lager und kroch mit bangen Ahnungen aus ihrer Hütte. Der Erste, dem sie draußen begegnete, war Vladamir, der junge Barde der Cantii. In größter Eile, schweißbedeckt, kam er daher, an seinem Gewande zeigten sich Spuren Bluts.

„Was gibts?“ fragte Imogen erschrocken.

„Wehe, wehe, Tochter Sadocs! Der erste Morgenstrahl schien auf ein weißes Segel in dem Ocean. Es kam näher und näher, bis wir von den Felsen aus blinkende Speere und über denselben die im Winde flatternde Fahne des römischen Adlers erblickten!“ So klagte Vladamir.

„Haben denn die Fremden nicht der Cantii geachtet, welche die Küste bewachen? Haben sie nicht eure Waffen gefürchtet und sind gelandet?" forschte Imogen.

„Wir haben unsere Pfeile nicht geschont, auch der Steine nicht, der Schaum der Wellen wurde mit ihrem Blut gefärbt — aber trotzdem hat der Römer den Fuß an unsere Küste gesetzt. Keine Stunde von hier, drüben bei Thor's Klippe, bereitet der Feind sich ein Lager," antwortete der Barde.

„Und Vortimer hatte nicht ein Willkommen für die Eindringlinge? Wo ist der Häuptling der Cantii?" fragte die muthige Häuptlingstochter.

„Vortimer ist sein Speer in der Hand zerbrochen, der Stahl des Feindes steckt in seiner Brust. Der Häuptling ist verwundet, er blutet, stirbt; gerade jetzt trägt man ihn fort vom Felde des Bluts," war die traurige Antwort.

Imogen rang die Hände und eilte an dem jungen Barden vorüber, dem Verwundeten entgegen. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie auf einem Grasplatze eine düster aussehende Gruppe um ihren Häuptling versammelt fand. Ein Ausdruck heftiger Angst lag auf seinem

bleichen Angesicht, über welches die mit Blut bespritzten Locken in wilder Unordnung herabhingen. Die Zähne zusammengebissen, die Stirn gerunzelt, hielt seine Hand krampfhaft einen Speer, während ein zersplitterter Speer in seiner breiten Brust die Stelle bezeichnete, an welcher er den Todesstoß empfangen hatte.

Kalt und hart, ohne den geringsten Ausdruck der Traurigkeit und des Mitgefühls, beugte sich Urien, der ziemlich geschickt in der Heilkunst war, über den verwundeten Häuptling, legte seine magern Finger an den zerbrochenen Speer und versuchte ihn herauszuziehen. Aber zu fest war die tödtliche Waffe in des Briten Brust gedrungen; der Versuch, sie herauszuziehen, entriß dem Verwundeten einen lauten Schmerzensschrei. Vortimer sah mit funkelnden Augen auf den Druiden. Doch Urien kümmerte sich nicht darum, sondern, ein langes, scharfes Messer in die Hand nehmend, sagte er kalt: „Bevor ich den Speer zurückziehen kann, muß die Wunde vergrößert werden."

Aber zornig stieß der Häuptling die Hand des Grausamen zurück und schrie: „Wenn dir dein Leben lieb ist, rühre mich nicht an! Den Stahl ausziehen, heißt mein Leben abschneiden. Laß

mich, daß ich in Frieden sterben kann!“ Vor Schmerz und Wuth laut stöhnend, sank der Unglückliche bei diesen Worten zurück.

„Das Einzige, wodurch du dein Leben noch verlängern kannst, ist, daß du dich dem unterwirfst, was geschehen muß,“ erwiderte Urien kalt. „Den Schwertern der Feinde kannst du trotzen, und bebst zurück vor der Berührung deiner Freunde? Derselbe, der sich muthig in den Abgrund stürzen würde, tritt zurück, wenn er auf Dornen tritt.“

„Wer hat mich an den Abgrund geführt?“ schrie Vortimer in heftigem Zorn; „wer hat mich durch betrügerische Prophezeiungen gedrängt? Wer hat mir verheißen, daß ich meinen Feinden den Fuß auf den Nacken setzen und den römischen Adler in den Staub treten werde? Du, Priester, du bist mir wie das Irrlicht gewesen, das den Wanderer in Tod und Verderben führt. Du falscher Führer in dieser Welt, wie kann ich dir trauen für die zukünftige! Jetzt liege ich hier und krümme mich vor Schmerzen; aber wo werde ich morgen sein?“

„O,“ rief Imogen, in ihrer innigen Theilnahme alle Schranken der Furcht und Zurückhaltung durchbrechend, „es ist Einer da, der dich

zum Leben und zur Seligkeit führen kann: der Gefangene. Er spricht göttliche Wahrheit." Ein heftiger Schlag des Priesters, der das schwache Mädchen an den Boden taumeln ließ, war die Folge ihrer kühnen Worte.

„Wagst du noch einmal, das Mädchen anzurühren, so sollst du zum letzten Mal deine Hand aufgehoben haben," schrie, oder man konnte eher sagen, brüllte Vortimer vor Wuth. „Führt den Gefangenen zu mir! Er schaut ebensowohl dem nahen Tode in's Angesicht wie ich; er steht ebenso wie ich am Rande des Abgrundes. Der gewagte Sturz in eine unbekannte Tiefe steht ihm ebensowohl bevor wie mir. Ehe ich sterbe, will ich ihn noch einmal sehen."

Augenscheinlich unter großen Schmerzen, aber doch freudig und getrost, wie Einer, der es wußte, daß er die Last des Lebens mit allen Schwächen und Gebrechen bald ablegen werde, erschien Alpheus vor dem Häuptling. Mit durchdringenden Blicken, als ob sie die innersten Gedanken aus seiner Seele lesen wollten, umringten ihn die Briten. Die Stunde, in welcher auch der Tapferste oft verzagt, war für Vortimer gekommen; furchtbare Angst quälte seinen stolzen Geist; die Schrecken des Todes —

und was darnach? beängstigten ihn. Seine Seele war wie ein schwankendes Schiff, das ohne Aussicht auf eine rettende Küste von Sturm und Wellen fortgetrieben wird.

„Fremdling," rief der Häuptling dem Gefangenen entgegen, „ich werde diese Stelle nicht lebendig verlassen, kannst du mir sagen, wohin mein Geist geht?"

„Zu Gott," erwiderte Alpheus.

„Zu Einem, den ich weder gekannt, noch dem ich gedient habe," stöhnte Vortimer.

„Zu dem Gott, der bereit ist, dich zu erretten, den du jetzt noch suchen und finden kannst, zu dem Gott, dessen Gnade unendlich viel größer ist, als unsere Sünden. Er ist bereit, dich anzunehmen, wenn du in Buße und Glauben zu Ihm kommst," antwortete der Greis.

„Was ist Glaube?" jammerte der Verwundete.

„Das Vertrauen auf die Gnade Gottes, welche er, um der Verdienste Seines lieben Sohnes willen, uns anbietet — das Niederfallen zu den Füßen des Herrn und das Vertrauen der Seele wie das eines Kindes zu der Liebe des Vaters. Dieser Glaube wirkt Gehorsam und Liebe. Glaube, so wirst du selig!" sagte der Christ.

„Du kennst nicht die Geheimnisse meiner Seele," sagte Vortimer düster. „Du weißt nicht, wie tief ich in Blut gewatet habe."

„Wenn deine Sünde blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden," antwortete der Christ. „Thue Buße und glaube!"

In diesem Augenblicke ließ sich ein wildes Geschrei vernehmen und in einiger Entfernung zeigten sich einige britische Krieger, welche einen römischen Gefangenen herbeischleppten.

„Ein Opfer, noch ein Opfer zur Rache!" schrie der blutdürstige Druide.

„Ha," rief Vortimer, mit Mühe sich ein wenig emporrichtend, „den kenne ich! Die Narbe auf seiner Wange und das Zeichen, welches meine eigne Keule auf seinem Helm zurückgelassen hat, verrathen ihn! Er ist es, dessen Speer jetzt in meinem Fleische wühlt! Aber er soll nicht leben, um sich rühmen zu können, er habe Vortimer besiegt. Schlagt ihn in Stücke! Schlagt ihn nieder!"

„Haltet ein!" rief Alpheus, als schon die blitzenden Waffen sich gegen den Römer erhoben, der anscheinend in stummer Ergebenheit sein

Schicksal erwartete. „O, du Wahnsinniger!" mit den Worten wandte sich darauf der unerschrockene Bote Gottes an den Häuptling, „du, der du an der Schwelle des Todes und des Gerichtes stehst, willst noch einen Andern in's Verderben stürzen? Du, der du der Barmherzigkeit Gottes so sehr bedarfst, willst an deinem Mitmenschen Rache üben? Es gibt keine wahre Buße ohne Verlassen der Sünde, keinen wahren Glauben ohne Gehorsam gegen das Gesetz Gottes — dieses Gesetz aber verbietet, uns selbst zu rächen."

„Die Rache ist süß," murmelte der sterbende Häuptling zwischen den zusammengepreßten Zähnen.

„Vergebung ist süßer, sie ist edel. O Brite, die Sünde, welche in deiner Brust wurzelt, ist gefährlicher, ist eben so tödtlich, als deine Speerwunde. Laß jetzt die Mordwaffe ruhen! Diese Gelegenheit, wodurch du zeigen kannst, daß du wirklich glauben und Buße thun möchtest, ist vielleicht die einzige, welche dir geboten wird! An diesem Augenblicke hängt vielleicht nicht nur das Leben deines Feindes, sondern auch das Schicksal deiner Seele für alle Ewigkeit! O, kann es dir noch zweifelhaft sein, was du thun

oder lassen willst?" So sprach unerschrocken der gefangene Christ.

Vortimer antwortete dem kühnen Redner nur mit einer Handbewegung und warf dann, all seine Kraft zusammenraffend, seinen Speer durch die Luft. Im nächsten Augenblicke fiel der Römer tödtlich getroffen an die Erde und auch der Häuptling sank sterbend zurück, gerächt — aber unversöhnt.



Neuntes Kapitel.

Die Flucht.

„Der große Gott hat mein Gebet erhört," flüsterte Imogen, als sie am Abend des im vorigen Abschnitt erwähnten ereignißvollen Tages sich an der Seite des Gefangenen niederließ. „Ich habe so viel gebetet, daß Er dich befreien möchte. Eine hörbare Antwort habe ich zwar nicht erhalten, ich glaube aber gewiß, daß Gott mich erhört hat. Siehe, er hat die Römer an unsere Küste gesandt und ihr Lager ist so in der Nähe, daß wir, trotz deiner Schwäche und lahmen Füße, vor Tagesanbruch ihre Zelte erreichen können."

Alpheus schlug die Hände zusammen und sandte ein stilles, inbrünstiges Dankgebet zu dem allmächtigen Helfer empor.

Der Mond warf sein mildes Licht auf das

blanke Messer in der Hand Imogens; zitternd vor Eile und Aufregung durchschnitt sie die Bande und sagte dann freudig zu dem Gefangenen: „Du bist frei!“

„Jetzt lehne dich auf mich,“ fuhr die junge Britin fort; „ich will dich durch den Wald führen. Mag auch deine Reise mit Schmerzen verbunden sein, das Ende ist Freiheit, Sicherheit. Jetzt fürchte ich mich nicht, den runden Vollmond anzuschauen, beleuchtet er doch so freundlich mit seinen Silberstrahlen unsern Weg!“ Dann ließ sie den Greis einen Augenblick los, schlang ihre Arme um den schwarzen Erdhügel, welcher die sterblichen Ueberreste ihrer geliebten Mutter bedeckte, pflückte einige von den spärlich sich zeigenden Blättern vom Grabe, um sie als Erinnerung an den ihr unvergeßlichen Platz mitzunehmen und ging dann zu ihrem theuren Lehrer zurück, um den Ort zu verlassen, der ihr durch so manche Erinnerungen geheiligt war.

„O, so ist,“ dachte Alpheus, als er langsam und schweigend mit seiner Begleiterin durch den Wald ging, „so ist es mit den Christen, den die Weisheit frei gemacht hat. Er ist los von den Banden der Sünde und des Todes und ob auch noch behaftet mit der Schwachheit des Fleisches,

ob auch noch nicht frei von Versuchungen und Schmerzen, doch geht er im Lichte des Glaubens hoffnungsvoll mit festen Schritten himmelan."

Vorsichtig führte das Mädchen den Greis und wie muthig die Häuptlingstochter auch von Natur war und wie sie auch gebetet hatte, doch fuhr sie jedesmal zusammen, wenn der Wind das Laub bewegte oder ein aufgejagter Hase erschrocken durch den Urwald lief.

In einem der dunkelsten Theile des Waldes hörten die Flüchtlinge Jemand sich nähern. Imogens Herz schlug so laut, daß sie fast fürchtete, es könne ihr Verräther werden. Schweigend zog Alpheus sie mit sich hinter einen alten Baum, gerade früh genug, um den scharfen Blicken des Vorbeigehenden zu entgehen. Es war der auf seinen nächtlichen Wanderungen begriffene Urien, der seinem dem Tode geweihten Opfer so nahe war, daß er mit seinem Wolfshautmantel fast das Gewand desselben berührt hätte. Als der gemessene Schritt des Druiden nicht mehr zu hören war, setzten die Flüchtlinge mit abermaligem Dank gegen Gott ihren Weg fort.

Endlich traten sie aus den Schatten des Waldes auf ein großes Haidefeld; von Osten her

ragte der unter den Namen „Thors Felsen" bekannte Felsenriff empor.

„Wenn wir diese Ebene hinter uns haben, sind wir geborgen!" rief Imogen erfreut. „Hier sind keine Bäume, hinter welchen Feinde lauern können; Alles liegt im Mondlicht frei und offen vor uns. Muth gefaßt! Bald haben wir den Sieg gewonnen!"

Jeder Schritt verursachte zwar dem Greis große Schmerzen, aber er lehnte sich an seine sorgsame Führerin und stärkte sich durch stilles Gebet. So gingen sie langsam ohne ein Wort zu sagen, eine Strecke weiter, bis endlich Imogen das Schweigen unterbrach und traurig sagte: „Ach, der arme Vortimer! Wie blutet mein Herz für ihn, meinen Freund und Verwandten! Mit dem Stahl in seiner Wunde hat man ihn in's Grab gelegt, ach, und mit seiner Schuld auf der Seele ist er gestorben! O Christ, giebt es wirklich keine Vergebung für die, welche vergeben? Muß Rachsucht die Rache vom Himmel herabrufen?"

„Als der Herr Jesus noch auf Erden war," erwiderte Alpheus, „lehrte er die Menschen oft durch Gleichnisse. Diese herrlichen Gleichnisse sind uns in der heiligen Schrift aufbewahrt und

eins derselben will ich dir jetzt mittheilen. Du kannst daraus lernen, wie wir Liebe üben und vergeben sollen."

„Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte. Und als er anfing zu rechnen, kam ihm Einer vor, der war ihm zehntausend Pfund schuldig. Da er es nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte und bezahlen. Da fiel der Knecht nieder und betete ihn an und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will Dir Alles bezahlen! Da jammerte den Herrn desselben Knechtes und ließ ihn los und die Schuld erließ er ihm auch."

„Das war ein barmherziger König," bemerkte Imogen, „der eine so große Schuld so bald und ganz vergab!"

„Es war der Herr des Himmels selbst," antwortete Alpheus, „der, als Er sah, daß wir so arm waren und nichts hatten, um unsere Sündenschuld zu bezahlen, Sein Leben als Lösegeld für uns dargebracht hat. Aber jetzt höre, wie es im Gleichniß weiter heißt: Da ging derselbe Knecht hinaus und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig. Und

er griff ihn an und würgte ihn und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist. Da fiel sein Mitknecht nieder und bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Er wollte aber nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängniß, bis daß er bezahlte, was er schuldig war. Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten ihrem Herrn Alles, was sich begeben hatte. Da forderte ihn sein Herr vor sich und sprach zu ihm: Du Schalksknecht! alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest. Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? Und sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlte Alles, was er ihm schuldig war. Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebet von euren Herzen, ein Jeglicher seinem Bruder seine Fehler." (Matth. 18, 23—35.)

„Dieses Gleichniß macht mich ängstlich," sagte Imogen. „Ist es denn möglich, den Herrn zu kennen, Seine Gnade empfangen, Ihn angebetet zu haben und nach Allem doch noch verloren zu gehen?"

Alpheus antwortete auch jetzt wieder wie gewöhnlich, mit den Worten der heiligen Schrift selbst, aus welcher er sich einen großen Schatz gesammelt und auswendig gelernt hatte. „Der Heiland spricht," erwiderte er: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! Die Zeit wird kommen, wo Millionen den Christennamen tragen, aber wer Christi Geist, den Geist der Heiligkeit, Demuth und Liebe nicht hat, der ist nicht Sein."

„Aber," warf Imogen ängstlich ein, „werden wir denn gerettet durch den Glauben allein?"

„Ja gewiß," antwortete der Greis, „aber der Glaube ist ein lebendiges Ding und trägt Frucht in Gehorsam und guten Werken. Wie aber nicht die Frucht es ist, welche dem Baume Leben giebt, ebensowenig geben unsere guten Werke uns Anspruch auf den Himmel. Wie aber die Frucht zeigt, daß Leben im Baume ist, so sind gute Werke Zeichen des Glaubens."

Zehntes Kapitel.

Gefahren.

„Horch!“ rief Imogen plötzlich. „Was für ein Laut war das?“ Alpheus fühlte bei diesem Ausruf die zarte Gestalt, auf welcher er sich lehnte, vor Angst zittern.

„Ich höre Nichts,“ erwiderte der Greis, „sehe auch, so weit mein Auge reicht, keinen Menschen zwischen uns und dem Walde.“

„Da ist's wieder!“ rief das erschrockene Mädchen, sich dichter an ihren Begleiter drängend, der nun auch deutlich ein wildes Geheul vernahm.

„Ich weiß, was es ist,“ sagte Imogen entsetzt und zog bei diesen Worten den Greis mit aller Macht vorwärts. „Die Wölfe! die Wölfe sind's! Nie, seit vorigem Winter, habe ich das schreckliche Geheul gehört. Sie wittern

Beute und sind uns jetzt auf der Spur. Gott sei uns gnädig!"

Das unheimliche Geheul kam näher und näher; schon konnte sogar der Greis in der Ferne sich etwas bewegen sehen. „Könnten wir nur die Felsen erreichen," sagte das erschrockene Mädchen, „dann wären wir geborgen."

„Laß mich," bat Alpheus. „Ich halte dich nur auf. Meine Kraft ist dahin, ich kann nur langsam weiter kommen. Fliehe, damit wenigstens du dein Leben rettest!"

„Nein, nimmermehr werde ich dich verlassen," antwortete Imogen entschieden. „Ich habe dir mehr als das Leben zu verdanken; sollen wir sterben, so sterben wir zusammen."

So gingen sie weiter, so schnell es nur immer die Kräfte und wunden Füße des Greises zuließen. Immer näher kamen ihnen die gierigen Wölfe — Imogen zählte ihrer drei — immer gewisser drohte den Flüchtlingen ein schrecklicher Tod. Noch einmal bat Alpheus die junge Britin, sich zu retten, aber vergebens; Imogen wollte sich nicht von ihm trennen.

Unter unsäglicher Anstrengung hatten sie endlich ein Gewässer erreicht, das, durch die

heftigen Gewitterschauer hoch angeschwollen, in raschem Lauf vorüberrauschte. Aber o, neuer Schrecken! Um das Vordringen der Römer zu verhindern, hatten am vorherigen Tage die Briten die Brücke zerstört! „Wir sind verloren!" schrie Imogen verzagt. „Unsere letzte Hoffnung ist verschwunden. Fernere Flucht ist nutzlos, wir müssen hier umkommen!"

Alpheus schlug indessen vor, noch etwas weiter zu gehen, vielleicht sei der Strom weiter hinauf schmaler. Imogen war zwar bereit, zu folgen, aber eigentlich ohne alle Hoffnung. Hinter den Flüchtlingen das unheimliche Geheul, das ihnen einen gewissen Tod drohte, vor sich der rauschende Strom — o, ist's ein Wunder, daß das arme Mädchen fast verzweifelte? Sie bemerkte in ihrer großen Angst auch nicht, was Alpheus erspähte, daß nämlich in geringer Entfernung von einem Ufer zum andern etwas ausgestreckt lag. Was es sei, konnte er zwar noch nicht unterscheiden, es zeigte sich aber bald, daß es eine lange, schlanke Tanne war. Wahrscheinlich hatte der heftige Gewittersturm den Baum losgerissen und denselben quer über den Strom gelegt. Aber wie auch der Baum dorthin gekommen sein mochte, es war keine Zeit zu

verlieren. Im Nu war Imogen auf der unsichern, schwankenden Tanne; schauerlich war der Uebergang, ein Fehltritt hätte ihr ein gewisses Wassergrab bereitet — aber sie kam glücklich hinüber.

Alpheus folgte, aber es ging nicht so schnell. Erschöpft, wie er war, mit den geschwollenen Füßen, war für ihn der Uebergang mit noch viel mehr Schwierigkeiten verbunden. Mit namenloser Spannung und unsäglicher Angst beobachtete das gerettete Mädchen jeden Schritt des Greises, sie betete wie nie zuvor. Welch' eine nicht genug zu schätzende Wohlthat war den Wanderern der helle Schein des Vollmondes, ohne welchen es wohl kaum möglich gewesen wäre, über die schwankende Brücke zu kommen.

Auch Alpheus ist glücklich hinüber. „Dank sei Dir, barmherziger Gott!" ruft Imogen erfreut. Mit vereinter Kraft ziehen jetzt die Flüchtlinge den Baum in den Strom, die hungrigen Wölfe stehen am jenseitigen Ufer und heulen der ihnen entronnenen Beute nach. Die beiden Geretteten aber danken mit lauter Stimme dem Gott, der da hilft, dem Herrn Herrn, der auch vom Tode errettet, und setzen dann ihre nächtliche Wanderung fort.

Elftes Kapitel.

Die Zufluchtsstätte.

„Hier laß uns ruhen, meine Tochter," sagte Alpheus, als er mit seiner Begleiterin die kleine Höhle erreichte, von welcher Imogen gesprochen hatte. „Schmerz und Erschöpfung hindern meine Weiterreise für diese Nacht und es ist auch jedenfalls sicherer für uns, bei Tage das Lager der Römer zu betreten. Bei Nacht möchten sie uns am Ende für Feinde halten."

„Bist du denn sicher, daß sie sich als Freunde beweisen werden?" fragte Imogen bedächtig. „Beugen sich die Römer auch vor dem wahren Gott?"

„Leider wandeln die meisten noch in der Finsterniß und beten Götzen von Holz und Stein an," erwiderte der Greis. „Aber das Licht des Evangeliums verbreitet sich immer mehr unter sie und auch unter den Kriegsknechten sind

fromme Christen. Ich kenne die Sprache der Römer und ihre Sitten und Gesetze wohl und habe die gute Zuversicht, Gott wird ihr Herz lenken, daß sie uns freundlich aufnehmen. Die Herzen aller Menschen sind in Gottes Hand, Er leitet sie wie Wasserbäche."

„War dein Herz immer zum Herrn gewandt?" fragte Imogen, als sie den geschwollenen Fuß des väterlichen Freundes mit der liebenden Sorgfalt einer Tochter rieb.

„Leider nein," erwiderte Alpheus seufzend; „früher war ich ein Feind des Evangeliums. Ich bin unter den Feinden meines Erlösers gestanden, habe Seine Barmherzigkeit gering geachtet und Seine Freunde verfolgt. Nur Strafe und Verderben habe ich verdient und siehe, Er hat den Widerspenstigen zu Seinem Kinde gemacht!"

„Bitte, erzähle mir, wie deine Augen geöffnet wurden," bat Imogen.

„Ich gehörte zu dem Volk der Israeliten oder Juden," fing Alpheus an, „zu dem erwählten Volk Gottes. Den Israeliten war das Gesetz auf dem Berge Sinai gegeben; sie wurden auf eine wunderbare Weise durch eine Wüste zu einem ihnen verheißenen Lande geführt. Als

sie vor dem Meere standen, ihre Feinde hinter ihnen, streckte Moses, ihr Führer, nur in Gottes Namen seinen Stab aus, da thürmten sich die Wellen auf zur Rechten und Linken wie eine Mauer, und dazwischen gingen die Israeliten trocknen Fußes durch das Meer. In der Wüste ließ Gott ihnen Brod vom Himmel regnen, der Fels gab ihnen Wasser zum Trinken. Der Herr selbst war ihr Führer; in der Hitze des Tages ging Er ihnen voran in einer Wolkensäule, in der Dunkelheit der Nacht in einer Feuersäule. So versorgte und führte Er Sein Volk und brachte es in das verheißene Land."

„O glückliches Volk, für welches der Herr so viel thut!" sagte Imogen.

„Er that noch mehr, mein Kind. Er verhieß den Israeliten einen Heiland, der sie durch die Wüste dieses Lebens in das himmlische Land führen, durch Seinen Geist hienieden sie leiten und dann sie zu sich in die ewige Herrlichkeit nehmen wollte," antwortete Alpheus.

„War das nicht der Herr Jesus?" bemerkte Imogen.

„Du hast Recht, mein Kind," erwiderte der Greis. „Er war es, der ewige Sohn Gottes, der vom Himmel herniederkam, um für uns ein

Mensch zu werden. Er wurde geboren unter den Israeliten. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht, haben sie gewartet auf den, der die Sünden der Welt tragen sollte. Endlich ist der Erwartete erschienen, aber in tiefer Niedrigkeit. In einem Stall wurde Er geboren, eine Krippe war Seine Wiege."

„Aber wenn Er in so niedriger Gestalt kam, wie wußten denn die Leute, daß er der erwartete Heiland sei?" fragte Imogen verwundert.

„In ihren Schriften war den Israeliten im Voraus ein genaues Bild von Ihm gezeichnet," erwiderte Alpheus. „Die Propheten, welche Jahrhunderte lang vor der Geburt des Herrn lebten, haben vorhergesagt, aus welcher Familie der Heiland kommen sollte (Jesaias 11, 1), sie redeten von der Zeit Seines Kommens (Daniel 9, 25), von dem Ort Seiner Geburt (Micha 5, 1), von den Wundern, durch welche Er Seine göttliche Macht bezeugen werde (Jes. 35, 5. 6). Die Propheten weissagten, wie die Menschen Ihn verwerfen (Jesaias 53, 3) und verspotten (Psalm 22, 7. 8) würden; sie reden von Seinen durchgrabenen Händen und Füßen (Psalm 22, 16 bis 18), von den Striemen, welche Er erduldet,

daß wir geheilt werden möchten (Jesaias 53, 5), von Seinem Tode (Sacharja 13, 7), Seiner herrlichen Auferstehung (Psalm 16, 10) und Seiner Himmelfahrt (Ps. 47, 5 und an vielen andern Stellen der heiligen Schrift). Alles, was die Propheten von dem Heiland geweissagt haben, ist erfüllt."

„Das waren ja wirklich Beweise, daß Jesus der Sohn Gottes war," sagte Imogen gedankenvoll.

„Der Herr hat noch mehr Beweise davon gegeben," fuhr der Greis fort. „Vor den Augen des Volks that Er große Wunder. Er öffnete den Blinden die Augen, auf Seinen Wink sprangen die Lahmen, hörten die Tauben. Die brausenden Wellen, der heulende Sturm wurden ruhig auf Sein Gebot; Er wandelte auf dem Meere, ja, auf Seinen Ruf kehrten auch die Todten in's Leben zurück."

„Ist es möglich," rief Imogen erstaunt, „daß die Juden dieses Alles sahen und doch nicht glaubten?"

„Sie verhärteten ihre Herzen und wandten sich von dem Licht," sagte der Greis traurig. „Die Niedrigkeit des Messias beleidigte ihren Stolz — einen solchen wollten sie nicht. Sie

verwarfen Ihn, nur einige Wenige hingen Ihm an und folgten Ihm."

„Und du, wandtest auch du dich von Ihm ab?" fragte Imogen.

„Höre, ich will dir erzählen, wie ich armer, verlorener Sünder durch den barmherzigen Heiland errettet und ein Kind Gottes geworden bin," erwiderte Alpheus. „Daß ich aus den Israeliten abstamme, habe ich dir schon erzählt. Mein Vater gehörte zu dem Priesterstamme. Er war sehr streng im Beobachten der Vorschriften des Gesetzes. Zweimal wöchentlich fastete er, gab reichlich Almosen und war wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit sehr geachtet. Mutterliebe habe ich nie aus eigner Erfahrung gekannt; da bald nach der Geburt meiner einzigen Schwester uns die Mutter genommen wurde. Der Tod der Mutter warf einen düstern Schatten auf das Leben meines Vaters, er wurde von der Zeit an wo möglich noch strenger und eifriger in seinen religiösen Pflichten, als vordem. Wir wohnten in Smyrna, einer Stadt, wohin schon früh das Evangelium gedrungen und trotz aller Verfolgung ziemlich verbreitet worden war. Mein Vater hat nie mit mir über die Lehren Jesu gesprochen, aber wenn je unter seinem

Dache der Name Christen oder Christenthum erwähnt wurde, so geschah es mit Haß und Abscheu oder bitterm Spott. Kein Wunder also, daß ich nicht nach Wahrheit suchte, daß ich unsre heiligen Schriften mit umnachtetem Verständniß las. Ich stellte meine Hoffnung auf die Werke des Gesetzes und fühlte kein Bedürfniß nach einem Heiland.

„Kaum war ich dem Knabenalter entwachsen, als auch der Vater starb und ohne die einzige geliebte Schwester Julia wäre ich jetzt einsam und verlassen in der Welt gewesen. O, Imogen, Worte vermögen nicht auszusprechen, was meine Julia für mich war — der Sonnenschein meines Lebens, die eine schöne Blume auf meinem Lebenspfade!“

Imogen sah, wie bewegt der Erzähler war, wie der Zahn der Zeit die liebenden Erinnerungen ebenso wenig aus seinem Herzen hatte vernichten können, wie die Ader aus dem Marmor.

„Wir wuchsen zusammen auf,“ fuhr der Greis fort; „wegen meiner früheren Frömmigkeit, die aber leider nur aus geistlichem Hochmuth entsprang, wurde mir allgemeines Lob zu Theil. Die Frömmigkeit meiner Schwester hingegen kam, eben weil sie eine wahre Frömmigkeit war,

aus einem demüthigen Herzen. Nach einiger Zeit fiel es mir auf, daß Julia immer ernster und nachdenkender wurde, ein auffallender Ernst lag in ihren Zügen. Umsonst suchte ich der Ursache ihres außergewöhnlichen Ernstes auf die Spur zu kommen, umsonst suchte ich sie zu zerstreuen. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte meine Schwester etwas, das sie nicht mit mir theilen oder das ich nicht erleichtern konnte. Manchmal, wenn wir allein waren und ich ihr Vertrauen zu gewinnen suchte, war zwar Julia nahe daran, sich offen auszusprechen, aber immer wieder wenn ich gespannt lauschte, verschlossen sich ihre Lippen und sie zog sich furchtsam zurück von dem Bruder, der Alles, auch sein Leben, für sie hingegeben hätte.

„Zufällig redete ich einst in ihrer Gegenwart über die verachteten Nachfolger des Nazareners. Bitter, im Tone des Spottes redete ich über die, welche ich von früher Kindheit an hatte hassen und verachten lernen. Julia erblaßte bei meinen Worten, ein Ausdruck des Schmerzes überzog ihr Gesicht; es schienen auf ihren Lippen Worte sich zu bewegen, aber die Worte blieben unausgesprochen. Ach, wie oft hat der traurige, vielsagende Blick, welchen die Schwester in jener

Stunde auf mich warf, mir vor der Seele gestanden! Damals aber verstand ich meine Julia noch nicht. Wohl war es mir bekannt, daß sie fleißig in der Schrift forsche, aber ich hatte keine Ahnung von dem Zweck ihres Forschens. Ich blinder Thor war in dem Stolz und Unglauben meines Herzens blind dafür, daß unsere heiligen Bücher von dem Herrn Jesus zeugen."

„Wie schade," rief Imogen, „daß sie schwieg, daß sie, die den Weg zum ewigen Leben kannte, nicht auch ihren Bruder auf denselben zu ziehen suchte!"

„Tadle sie nicht," bat Alpheus, „du weißt nicht, wie hart in damaliger Zeit die Verfolgungen waren. Ein Mörder mochte begnadigt werden — für den Christen kannte man kein Erbarmen. Der Bruder überantwortete die Schwester zum Tode, der Vater sein Kind, das Kind die Mutter. Das Anbeten des Heilandes wurde als eins der größten Verbrechen mit Folterqualen und Scheiterhaufen bestraft. Leiden und Schande und ein qualvoller Tod warteten derer, welche als Christen bekannt wurden."

„Der Glaube, der bis an den Tod getreu sein kann, muß ein starker sein," bemerkte Imogen.

Alpheus fuhr nach einer Weile fort: „Ich hatte eine große Vorliebe für die Wissenschaften, besonders aber für das Studium der Astronomie. Es war meine größte Freude, den Sternenhimmel zu betrachten. Die funkelnden Sterne waren mir wie freundliche Gefährten und oft, wenn schon die Andern lange schliefen, wanderte ich in der stillen Nacht umher und freute mich an den Sternen."

„Eines Abends stand ich wieder, meinem Lieblingsstudium mich hingebend, allein an meiner mit Epheu bewachsenen Ruine. Oft schon hatte ich diesen Platz aufgesucht, weil ich hier sicher vor Störung mich ganz meinem geliebten Studium hingeben konnte. Nicht leicht hätte irgend Jemand es gewagt, sich im Dunkeln an die verrufene Ruine, in welcher der Aberglaube Gespenster und Geister vermuthete, zu begeben. Als ich an diesem Abend wieder dort stand, wurde ich durch nahende Schritte aufgeschreckt. Abergläubische Gespensterfurcht kannte ich zwar nicht, aber theils verursacht durch die nächtliche Stunde, theils durch den einsamen Ort, kam ein Gefühl, daß vielleicht Gefahr mir drohe, über mich.

„Regungslos stand ich im Schatten, als ein

kräftiger Mann sich näherte. Ich sah, wie derselbe sich bückte und vorsichtig einige lose Steine wegnahm von der Ruine, an welcher ich stand. Noch eine Person kam und noch eine und noch andere folgten. Alle nahmen sehr behutsam, als ob sie jedes Geräusch fürchteten, Steine aus der Ruine und verschwanden durch die Oeffnung, welche sie sich durch die weggenommenen Steine gemacht hatten.

„Nachdem einige Minuten vergangen waren, hörte ich unter mir einen sonderbaren Ton, wie eine Stimme aus tiefem Grabe. Noch eine Weile und ich hörte Gesang, leise, leise, wie aus der Tiefe der Erde aufsteigend. Die Worte des Gesangs konnte ich zwar nicht verstehen, wohl aber den Namen Jesus unterscheiden. Das war genug für mich um zu wissen, daß eine Christenversammlung hier stattfinde, um meinen grimmigen Zorn zu entfllammen. Ja, sagte ich zu mir selbst, der Zufall hat mich euren Versammlungsort entdecken lassen, ihr Nazarener. Aber umsonst sucht ihr in Höhlen und Gräbern einen Versteck, umsonst wählt ihr die Stunden der dunklen Nacht zu eurem Gottesdiensten. Der Präfect soll von euren verborgenen Schlupfwinkel wissen und euch mit dem Gewicht seiner

Macht zermalmen. Ich wartete, bis der Gottesdienst beendigt war, sah, wie ein Christ nach dem andern leise den Ort verließ und begab mich dann voll unheiligen Eifers unverzüglich, ohne das Anbrechen des Tages abzuwarten, zu dem Präfecten, um den Verräther gegen die kleine Christenschar zu spielen. Der Präfect war ein Blutmensch und führte fest und ruhig mit kalter Ueberlegung seine Pläne aus.

„Verrathe mit keiner Silbe, was du mir mitgetheilt hast, sagte er. Am ersten Tage der Woche, dem Tage, welchen sie heilig halten, werden die Christen sich ohne Zweifel wieder in der Ruine zu ihrem Gottesdienst versammeln. Du magst dann eine Bande Soldaten dorthin führen, dich mit denselben verstecken und wenn alle Christen versammelt sind, sie ohne Weiteres angreifen. Schweige, junger Mann, bis die verhängnißvolle Stunde gekommen sein wird, damit kein Opfer unserm Netze entrinne."

„Ach," seufzte Imogen, „hatte er denn gar kein Erbarmen mit denen, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie ihren Heiland lieb hatten?"

„Tochter, es ist eine grauenhafte Geschichte, welche ich dir erzähle, sie ist wie mit feurigen

Buchstaben in mein Herz geschrieben. Allein das Blut Jesu Christi hat meine große Sünde hinwegwaschen können und hat es gethan, aber über die Folgen derselben werde ich trauern bis ans Grab," sagte der Greis tiefergriffen. Dann fuhr er fort: „Natürlich gehorchte ich dem Präfecten und beobachtete ein tiefes Schweigen über meine Entdeckung, konnte aber vor Ungeduld die bestimmte Zeit kaum abwarten. Nicht einmal meiner Julia verrieth ich auch nur mit einer Andeutung, was meine Gedanken erfüllte. Am Morgen des verhängnißvollen Tages kam es mir vor, als ob alle Traurigkeit der geliebten Schwester verschwunden war. Eine stille Ruhe lag auf ihrem Angesichte. Wie oft rufe ich mir das engelhafte, freudige Lächeln, mit welchem sie mich an jenem unvergeßlichen Morgen begrüßte, vor die Seele! Ihre Hand ruhte auf dem vor ihr liegenden Gesetzbuch. Sie war wie eine durstige Pilgerin am Brunnen der Wüste und trank mit Behagen aus dem reinen Lebensstrome.

„O mein Bruder," sagte sie, indem sie ihre sanften Augen zu mir emporschlug, diese Augen welche von Himmelsglanz verklärt zu sein schienen, „o mein Bruder, siehe in den Schriften,

suche mit Gebet um Erleuchtung des Geistes Gottes, denn sie zeugen" — hier schwieg sie, das Blut stieg ihr in die Wangen. Ach, daß sie auch in dem Augenblicke es noch nicht wagte, den Namen Jesus vor mir auszusprechen!

„Der Abend kam. O wie oft habe ich in der Angst meiner Seele gewünscht, daß ich diesen Abend nie erlebt hätte! Aber später habe ich demüthig danken gelernt, daß mein Gott mich nicht in meinen Sünden hat sterben lassen. Mit einer Bande Soldaten ging ich wie verabredet Abends nach der Ruine, räumte emsig die losen Steine hinweg und fand bald in der Mauer eine kleine Thür, welche nach einer dunklen Wendeltreppe führte. Leise stiegen wir in das unten liegende Gewölbe. Die in den feuchten Mauern gehauenen Alkoven zeugten, daß dieser unheimliche Ort keine Wohnung für Lebende, sondern für Todte sei.

„Löscht die Lichter aus, befahl der Hauptmann, bald werden sich die Christen versammeln. Der Schall meiner Trompete sei das Signal, euch auf die arglose Versammlung zu werfen! Sofort waren die Lichter ausgeblasen und wir erwarteten in der Finsterniß unsre Opfer. Imogen, ein Gefühl der Furcht, ein Schauder be-

schlich mich in jener schrecklichen Stunde. Gewiß war es eine warnende Stimme vom Himmel; aber ich stählte mein Herz und verhärtete mein Gewissen und machte am Ende mir selbst Vorwürfe über meine Feigheit.

„Es währte nicht lange, als eine Person mit einer brennenden Fackel erschien. Die Fackel warf ein trübes Licht in das feuchte Gewölbe und ließ die Gegenstände des unterirdischen, dumpfen Raumes nur schwach erkennen. Als nach und nach sich eine ziemliche Zahl Christen versammelt hatte, wurde die Hitze fast erstickend. Nur schwere Verfolgungen, nur die äußerste Noth hätten zu einem solchen Zufluchtsort treiben können.

„Vierzig Jahre sind seit jenem unvergeßlichen Abend verflossen, aber noch sehe ich das ganze Bild deutlich vor mir: den alten Prediger, der seine Hand gen Himmel hob, vor ihm das Fackellicht neben den Pergamentrollen, neben ihm einige ernste Angesichter, während die übrigen in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden sind.

„Sie beteten. Auf ihren Knieen bekannten sie ihre Sünden und beteten um Vergebung derselben, ferner, daß der heilige Geist ihren Glauben stärken und sie stark machen möge, den Wil-

len des Herrn zu thun und zu leiden. Sie beteten um Ausbreitung des Christenthums, um Gnade für ihre Verfolger. Imogen, diese Worte durchzuckten mein Innerstes. Beteten sie nicht auch für mich? Als ich aber die Betenden damit schließen hörte, daß Alles im Namen Jesu gebetet und um Seinet willen die Erhörung erwartet würde, verhärtete ich wieder mein widerspenstiges Herz. Die Nachfolger des Gekreuzigten sollten keine Gnade vor meinen Augen finden. Nachdem die Versammlung sich von den Knieen erhoben hatte, steckte der ehrwürdige Prediger die Hand aus und verkündigte der versammelten Gemeinde, daß sie heute nicht nur zum gemeinsamen Gottesdienste versammelt seien, sondern auch die Freude hätten, einige Neubekehrten durch die heilige Taufe als Glieder in die christliche Kirche aufzunehmen.

„Hierauf trat ein Jüngling hervor. Nachdem er die an ihn gerichteten Fragen mit einem festen Ja beantwortet hatte und getauft worden war, trat mit niedergeschlagenen Augen eine Jungfrau vor den Prediger. Mein Herz schlug fast hörbar. Eine unbestimmte Ahnung füllte meine Seele, als sie aus der Dunkelheit in den Schein des Fackellichtes trat. Scheu nahm sie

den Schleier vom Gesicht und ich erblickte — o, wer beschreibt meine Seelenangst — meine Schwester!

„In diesem Augenblick ließ sich ein lauter, schriller Ton, das verabredete Signal der Trompete vernehmen. Die Soldaten sprangen aus ihrem Versteck hervor, Waffengerassel, Geschrei, Entsetzen, Tod füllten den unheimlichen Ort. Ich habe noch eine schwache Erinnerung von den alten Prediger, der, sein Silberhaar mit Blut bedeckt, auf der Erde ausgestreckt lag und von dem getauften Jüngling, der, durch den Stahl seines Mörders tödtlich getroffen, mit aufwärts gerichtetem Blick seinen Geist aushauchte. Aber alle Schreckensscenen waren nur wie schwimmende Gestalten. Ich dachte vielmehr an meine Julia; zu ihr stürzte ich, ich fühlte ihre Arme sich um mich schlingen, um im nächsten Augenblick erbarmungslos von mir gerissen zu werden. Ich fühlte" — Alpheus konnte nicht weiter, seine Stimme stockte und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ er seinen Thränen freien Lauf.

Zwölftes Kapitel.

Die große Veränderung.

Sprich nicht weiter von etwas, das dir so viele Schmerzen bereitet," bat die junge Britin nach einer kurzen Pause. Alpheus aber erhob sein Haupt und erwiderte:

„Es ist vorüber; sie ist jetzt mit den Seligen bei ihrem Heiland; will's Gott, werden wir uns bald in Seinem Reiche wiedersehen."

„Du hast sie also nicht wiedergesehen?" fragte Imogen unwillkürlich, aber im nächsten Augenblicke that's ihr leid, daß sie so vorschnell die Frage ausgesprochen.

„Ich sah sie nur noch einmal," sagte Alpheus, indem er sich mit der Hand über die Augen strich. „Alles Mögliche habe ich gethan, um sie zu retten. Sie war nämlich in jener schrecklichen Nacht kein Opfer der grausamen Schlächterei geworden, aber leider wartete ihrer ein noch viel schrecklicherer Tod. Vor den Füßen des Präfec=

ten habe ich gekniet, habe ihm mein ganzes Vermögen als Lösegeld geboten, bin wie ein gejagtes Reh von Einem zum Andern, bei dem ich nur irgendwie Hülfe zu finden hoffte, gestürzt, aber Alles vergebens. Da klammerte ich mich noch an eine Hoffnung, daß nämlich sie, die sanfte, furchtsame Schwester durch Widerruf ihr Leben retten möge. Aber ich hatte mich geirrt, ja, mit solchen Hoffnungen ihr Unrecht gethan — Gott sei Dank, ihr Unrecht gethan.

„Sie war schwach — aber der Herr war ihre Stärke. Sie fürchtete sich — aber ihre Liebe trieb die Furcht aus. Erschöpft und matt — denn drei Tage lang war weder ein Bissen über meine Lippen, noch Schlaf in meine Augen gekommen — kam ich von einem erfolglosen Wege zu einem einflußreichen, in der Nähe der Stadt wohnenden Freunde zurück, als ich in der Nähe des Stadtthores einen großen Volkshaufen erblickte. Eine schreckliche Ahnung bemächtigte sich meiner. Alle Müdigkeit war plötzlich vergessen, die Angst gab mir Kraft und ich stürzte mich unter die aufgeregte Menge. Die Worte, welche ich jetzt hörte, das wilde Geschrei, das mir in die Ohren gellte, bestätigten leider nur zu sehr die Wirklichkeit meiner Vermuthung,

ja, sie war in der Mitte des wilden Pöbels, sie, meine zarte, meine sanfte, theure Julia. Wie ein Wahnsinniger um sein Leben, wie ein Ertrinkender, der mit den Wellen kämpft, drängte ich mich durch den wüsten Haufen. Ich sah sie, und ob auch nur mit einem Blicke, ihr Bild wird vor meiner Seele stehen, bis alle irdischen Dinge vergessen sind. Ihr Auge, ihr ruhiger, vergebender Blick traf mich. Dann wurde sie meinen Augen durch die ungestüm sich drängenden Massen entrissen; trotzdem drangen ihre mit lauter Stimme mir zugerufenen Worte in's Ohr: Suche in den Schriften, denn sie zeugen von Jesus!

„Was dann folgte — daran fehlt mir alle Erinnerung. Wochenlang lag ich bewußtlos auf meinem Lager und erwachte nur, um zu beklagen, daß ich noch im Lande der Lebendigen sei. Der letzte Blick der Schwester, ihre letzten Worte verfolgten mich wie Gespenster und sobald meine Kräfte es erlaubten, kroch ich nach dem Zimmer, das sie früher ihr eigen genannt. Hier fand ich die Schriften, welche sie so eifrig gelesen, und obendrein die vier Evangelien und die Episteln. So war jetzt fast das ganze Wort Gottes in meinen Händen. Immer wieder und

wieder las ich; die heiligen Worte wurden mein einziger Trost. Ich verglich die alten Weissagungen mit ihrer genauen Erfüllung und fand eine solche Uebereinstimmung des Neuen Testaments mit dem Alten, wie der Abdruck stimmt mit dem Siegel. Mit wachsendem Erstaunen erkannte ich das in der heiligen Schrift geoffenbarte Wesen des Herrn. Imogen, zweifeln konnte ich nicht länger, aber ich verzweifelte. Meine Sünden waren meiner Meinung nach zu groß, um vergeben zu werden, ich dachte, die Pforten des Himmels müßten mir auf ewig verschlossen bleiben. So schleppte ich Monate lang ein jammervolles Dasein mit mir umher, betete zwar, aber ohne Hoffnung auf Erhörung, und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Nicht um den Himmel dadurch zu verdienen, sondern weil Schmerz und Reue mein Herz erweicht hatten, suchte ich die Armen und Hülfsbedürftigen auf und spendete Almosen mit voller Hand. Nun geschah es eines Tages, daß vor meinem Hause ein Fremdling vom Pferde stürzte und blutend an meiner Thür lag. Natürlich öffnete ich ihm mein Haus und war zu jeder Hülfe bereit. Imogen, ohne daß ich es wußte, hatte Gott mir einen Engel in's Haus

geschickt. Seine Wunden waren tödtlich, sein baldiges Ende war leicht vorauszusehen. Als ob der Fremdling mein einziger Bruder gewesen, so habe ich bei ihm gewacht und ihn gepflegt. Er aber schämte sich nicht, frei und offen zu bekennen, daß er ein Christ sei; ich aber habe in den stillen Stunden an seinem Lager dem Sterbenden mein ganzes Herz ausgeschüttet. Er hörte von meiner Schuld — ohne sich von mir zu wenden; er sprach vielmehr dem an seiner Seite klagenden Sünder Muth ein. Er erzählte mir von einem ernsten, stolzen Juden, der auch ein Verfolger gewesen und am liebsten womöglich alle Christen getödtet hätte, der sie in's Gefängniß geschleppt und dabei gestanden, als der erste Märtyrer getödtet worden sei. Aber der Herr habe diesem wüthenden Verfolger Erbarmung widerfahren lassen.

„Die Worte des sterbenden Christen retteten mich vor der Verzweiflung. Die letzten Worte, welche er äußerte, fielen wie Balsam auf meine verwundete Seele: Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde — von a l l e r, hier war also auch m e i n e Sünde mit eingeschlossen, auch ich durfte auf Erbarmen hoffen.

„Ich suchte mich jetzt den Christen anzuschließen. Weil der durch mich veranlaßte Märtyrertod ihrer Freunde den Bekennern des Evangeliums in noch zu frischer, schmerzlicher Erinnerung war, wandten sie sich zuerst furchtsam und mißtrauisch von mir ab. Was ich unter diesem verdienten Argwohn litt, ist nicht zu beschreiben. Endlich, nach einem Jahre, als die Freunde hinlänglich von meiner Aufrichtigkeit überzeugt waren, wurde ich durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen und noch einige Jahre später zu einem Prediger des Evangeliums erwählt."



Dreizehntes Kapitel.

Die Märtyrerin.

„Siehe, das erste Morgenroth zeigt sich am Himmel," sagte Imogen, „die dunklen Schatten der Nacht verschwinden. Der Schleier wird von der wunderschönen Welt weggenommen; jeden Augenblick wird die Aussicht schöner Wie die aufgehende Sonne bald den in der kalten Nacht schwer niederfallenden Thau wegtrinken wird, so werden an jenem herrlichen Tage keine Thränen unser Auge trüben, denn wir werden den Herrn sehen im Glanze Seiner Herrlichkeit!"

Staunend hörte Alpheus die Worte des begeisterten Mädchens. „Hat sie so schnell das gelernt, was gewöhnlich jahrelanges Nachdenken und lange, schwere Leiden dem menschlichen Her=

zen kaum einzuprägen vermögen? Das hat Gott an ihrer Seele gethan, nicht ich. Der Same, kaum gesät, blüht schon," sagte er zu sich selbst.

„O Christ," fing Imogen wieder an, indem sich eine tiefe Röthe auf ihr Angesicht legte, „wir sind auf dem Wege nach dem Lager der Römer, wissen aber nicht, ob sie uns als Freunde oder Feinde aufnehmen. Wer kann sagen, was uns der nächste Tag bringen wird! Wer weiß, wie bald ich von meinem christlichen Führer gebannt werden mag! O, sage mir, ist es vermessen, wenn ich dich bitte, mich sogleich zu taufen? Das würde mich rüsten gegen die Gefahren, die mir vielleicht bevorstehen, es würde meinen Glaubensmuth stärken und mich fühlen lassen, daß ich wirklich eine Magd des Herrn, ein Glied Seiner Gemeinde bin! — Ich habe," fuhr sie mit wachsendem Ernst fort, „Knechte gesehen, welchen das Zeichen ihrer Herren so tief in die Brust geprägt war, daß weder Wasser noch Zeit es hätten unsichtbar machen können. Ist nicht die Taufe ein Zeichen des Heilandes, womit er die Seinen kennzeichnet?"

Nicht ein Mädchen, das so eben erst den Kinderjahren entwachsen war, redete aus des Toch=

ter des Häuptlings; in den letzten ereignißvollen Tagen und Nächten war sie schneller gereift, als sonst vielleicht in langen Jahren es der Fall gewesen wäre.

„Weißt du, was du thust?" fragte der Diener Gottes. „Wenn du dich dem Herrn verbindest, bist du auch, wie meine Julia es war, bereit, aller Sünde zu entsagen, zu kämpfen wider die Welt und dein eignes Herz und dem Heiland dein Leben zu weihen?"

„Alles, was ich besitze, habe ich von Ihm empfangen; Allem, was ich lieb habe, entsage ich gern um Seinetwillen. Alles, was ich bin, will ich Ihm weihen," antwortete die junge Britin feierlich.

Nicht weit von der Höhle, welche den Flüchtlingen eine Zufluchtsstätte gewährt hatte, entsprang eine Quelle, welche ihr klares Wasser tiefer hinunter in den rauschenden Strom sprudeln ließ. Nach dieser Quelle wandten sie, der Greis und das junge Mädchen, ihre Schritte. Der Eine wankt dahin, schwach und leidend, es ist ihm anzusehen, daß er mit einem Fuß im Grabe steht, sein Haupt ist weiß vom Schnee des Lebenswinters, während seine Begleiterin einer schönen Blume zu vergleichen wäre, welche

sich in Frühlingsfrische und Frühlingsduft soeben den warmen Sonnenstrahlen entfaltet.

Die Beiden glauben sich in dem stillen, einsamen Orte allein mit ihrem Gott — aber ohne daß sie eine Ahnung davon haben, haben auch andere Augen sie erspäht. Diese Augen verfolgen sie wie ein Schatten und beobachten, als sie an die einsame Quelle niederknieen, jede ihrer Bewegungen. Schauen vielleicht die Wölfe abermals gierig nach ihrer entronnenen Beute aus? Starren die wilden Augen der Raubthiere von der gegenüberliegenden Seite der Kluft zu ihnen hinüber? — Nein, die wilden Thiere haben, verscheucht durch das anbrechende Tageslicht, ihre Höhlen aufgesucht, aber dasselbe Morgenlicht, das die Raubthiere vertrieben, hat Einen geweckt, der wie ein grimmiger Wolf dürstet nach Blut.

Urien hatte die Spur der Flüchtlinge gefunden bis an den Strom und mit seinen scharfen Augen ihre Fußtritte jenseit desselben entdeckt. Nicht seine Harfe ist es, die er in der Hand hält, die Saite, welche er zieht, bringt keine liebliche Musik hervor, sondern verkündigt Tod und Verderben. Der Druide hat kein Auge für die Sonne, welche eben jetzt in majestätischer Pracht

emporsteigt — finstere, schwarze Nacht- und Rachegedanken verschließen seinem Auge das herrliche Lebenslicht.

Eben als die heilige Handlung beendigt war und Alpheus den Segen über seine christliche Schwester ausgesprochen hatte, bemerkte Imogen die drohende Gefahr. Zum Warnen, zum Ausweichen war keine Zeit; das großherzige, dankbare Mädchen that aber etwas Anderes: rasch stellte sie sich vor den Greis, um den für ihren Wohlthäter bestimmten Pfeil in ihrer Brust aufzufangen.

Das augenblickliche Entsetzen beraubte indessen den Christen seiner Geistesgegenwart nicht. Er fing das verwundete Mädchen auf und trug sie in die schützende Felsenhöhle. Aber o, mit welch' unnennbarer Herzensangst kniete er dann neben die Verwundete, aus deren Zügen schon der Tod zu lesen war! Er ergriff ihre kalte Hand; Imogen aber schlug mit einem freundlichen Lächeln die Augen auf.

„Es war der Ruf meines Vaters, eine Botschaft der Liebe," sagte die Sterbende matt. „Meine Heimath ist bereitet, Er ruft mich zu sich."

Alpheus konnte noch nicht alle Hoffnung auf-

geben und schickte sich an, der Getroffenen den verhängnißvollen Pfeil aus der Brust zu ziehen. „Es nützt nicht," flüsterte Imogen. „Keine irdische Macht kann mich retten. Der Pfeil kam von dem Druiden Urien; jeder Pfeil in seinem Köcher ist vergiftet."

Dann, ohne den Ausdruck des Entsetzens auf den Zügen ihres theuren Lehrers zu bemerken, fuhr sie in abgebrochenen Lauten fort: „Laßt uns für ihn beten, Alpheus, laßt uns beten. Er sündigt in der Blindheit und Finsterniß seines Herzens. Möge der Herr ihm vergeben, wie ich es thue."

Händeringend beugte sich der erschütterte Greis über die junge Märtyrerin. „O Imogen, Tochter meines Herzens," jammerte er, „nie habe ich gedacht, daß ein irdischer Verlust meinen Geist wieder so niederdrücken könnte! O, warum mußtest du dein junges Leben für das meinige hingeben! Warum mußte der Greis zurückbleiben, um über die verwelkte, liebliche Frühlingsblume zu trauern! Nein, nicht verwelkt, nur verpflanzt in den himmlischen Garten! Bald werde ich dir folgen, Imogen, du Kind Gottes!"

Die Lippen der Sterbenden bewegten sich un=

ruhig bei den Worten und Thränen ihres Vaters in Christo. Ihre zusammengezogenen Augenbrauen zeugten von großem Schmerz, ihre Finger griffen unwillkürlich in das lange Gras, das ihr zum Lager diente, sie öffnete die Augen und starrte ruhelos auf einen Fleck.

„Sonderbar," flüsterte sie kaum hörbar, „so finster, so finster! Wo ist Er? Wo ist das Licht, dem ich folgte? O, dies ist das Thal der Todesschatten. Jesus, mein Heiland, verlaß mich nicht!"

Alpheus unterdrückte sein Schluchzen und sagte langsam die Worte: „Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache zur andern."

„Der Morgen, — ja, er bricht an," flüsterte Imogen. „Ich sehe es dämmern — über den Bergen — die Strahlen — — erleuchten das finstere Thal. Ich gehe dorthin — wo es keine — — Nacht — — mehr gibt. Herr Jesus, — nimm — — meinen Geist auf."

Jede Schmerzensspur war jetzt von ihrem Gesichte verschwunden; friedlich, heiter, wie ein wolkenloser Himmel lag die irdische Hülle, auch im Tode noch schön, ruhig da, während der

Geist zum ewigen Leben entflohen war. Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?

Bald bedeckte das Herbstlaub, ein Zeichen der Unsterblichkeit und Verwesung, Imogen's Grab. Als aber die Frühlingssonne wieder schien, verbreitete manche wilde Blume ihren süßen Duft um die Erdscholle, welche den Staub derer, welche auch einer lieblich duftenden Frühlingsblume gleich gewesen, bedeckte. Sieben Jahre später stand dicht neben derselben Stelle, wo die junge Märtyrerin ruhte, eine kleine, christliche Kirche, eins der ersten Gotteshäuser, welches in Britanien zur Anbetung des einen, wahren, lebendigen Gottes sich erhob.

Diesem stillen Platze zu bewegte sich an einem heitern Sommertage ein Trauerzug: die Cantiis begleiteten ihren alten Prediger, den sie wie einen Vater geliebt, zu seiner letzten Ruhestätte.

Seine Arbeit unter ihnen war eine gesegnete gewesen; auf ihre Speere gelehnt hatten die Wilden auf seine Worte gelauscht. Das große Götzenbild im Walde war der Erde gleich gemacht; in dem Strom, in dessen Nähe Imogen's Blut geflossen, waren Hunderte von ihren

Landsleuten getauft worden. Jetzt hatte der würdige Greis Alpheus den Pilgerstab niedergelegt, um das Kreuz mit der Krone der Herrlichkeit zu vertauschen, und wie er es gewünscht, hatte man ihm sein Grab in der Nähe der kleinen Kirche, an der Seite seiner unvergeßlichen Imogen bereitet.



Inhalt.

I. Hilda.

Kapitel. Seite.

1. Die britischen Sklaven. 3
2. Die Festtage der Sklaven. . . . 22
3. Die treue Schwester. 38
4. Hilda's Geständniß. 57
5. Der Weg zum goldenen Zeitalter. . . 72
6. Mutter und Tochter. 85
7. Licht in der Finsterniß. 99
8. Ein Vorschmack von dem goldenen Zeitalter. 113

II. Imogen, die Tochter des britischen Häuptlings.

1. Der Gefangene. 127
2. Der mitternächtliche Besuch. . . 135
3. Das vergiftete Wasser. 143
4. Wie der Tod in die Welt gekommen ist. . 149
5. Der Häuptling und der Gefangene. . . 157
6. Das Gewitter. 169
7. Das großmüthige Anerbieten. . . . 181
8. Der unerwartete Ueberfall. . . . 192
9. Die Flucht. 201
10. Gefahren. 208
11. Die Zufluchtsstätte. 212
12. Die große Veränderung. . . . 229
13. Die Märtyrerin. 235



